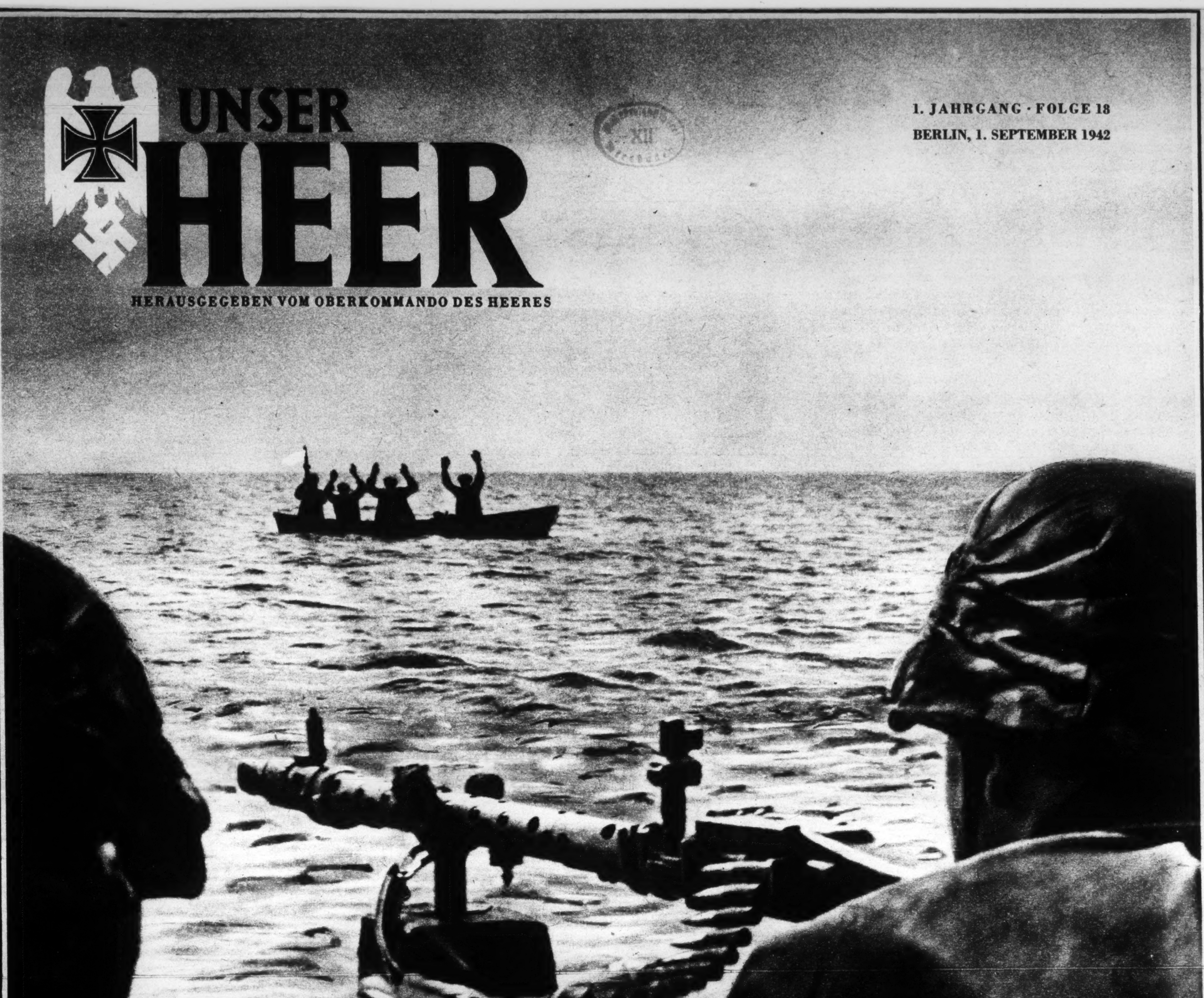
UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

1. JAHRGANG · FOLGE 18

BERLIN, 1. SEPTEMBER 1942



Gedenke ein jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu tun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß Du ein Deutscher bist!

DER GROSSE KURFÜRST

Es ist für das Vaterland

VON REICHSSPORTFÜHRER VON TSCHAMMER UND OSTEN

Ich weiß wohl, daß der kämpfende Soldat zuweilen seine Bedenken gegen manches hat, was so aussieht, als diene es nicht dem Kriege direkt. Da ich selbst lange genug Soldat war, da ich selbst aus dieser Soldatenhaut mein Leben lang nicht mehr herausgekommen bin und da ich selbst Krieg und Schlacht kenne, so kann ich das sagen. Alles, was nicht dem sieghaften Vorwärtstreiben der kriegerischen Handlungen direkt zu dienen scheint, das lehnen wir leicht ab, wenn wir selbst in diesen kämpferischen Bemühungen oder in den Vorbereitungen auf sie tätig sind.

Wer die sportlichen großen und weniger großen Veranstaltungen für die eigentlichen Lebensäußerungen der Leibesübungen ansieht, der weiß nicht viel von ihnen. Erst kürzlich habe ich in einer Abhandlung über das Thema „Sport im Kriege . . ?" gesagt, daß die sportlichen Veranstaltungen weiß Gott nicht das Wesen der Leibesübung ausmachen, daß sie vielmehr die gelegentlichen und seltenen „Sonntage" des Sportes und der Leibeserziehung seien, und daß die Leibesübungen auch weiter bestehen würden, wenn sie sich nicht gelegentlich der Öffentlichkeit und den vielen Zuschauern zeigen würden. Denn Leibeserziehung spielt sich nicht unbedingt in der Öffentlichkeit ab. Wer einigermaßen darüber Bescheid weiß, der urteilt nicht anders.

Die sogenannten großen Veranstaltungen der Kriegsjahre, die „Meisterschaftskämpfe" und „Länderkämpfe", weisen nach, daß gerade diese Veranstaltungen zum weitaus größten Teile von Wehrmachtsangehörigen selbst bestritten werden; den Rest der Aktiven stellen keineswegs irgendwelche „edlen Müßiggänger", die so neben dem Krieg herleben und nur auf sein Ende warten. Der Rest der Aktiven, das sind Rüstungsarbeiter, Bauern, junge Menschen, sind Männer und Frauen, die — ehe sie sich dem sportlichen Betrieb nach Feierabend zuwandten — vollends ihre Pflicht getan haben, und die auf ihre Art den kleinen Rest der freien Zeit verbringen, die ihnen der Krieg läßt. Es ist zu oft schon in diesen Tagen gesagt worden, als daß ich es wiederholen möchte, wie die Versehrten des Krieges wieder zu den Leibesübungen kommen, wenn sie eben dazu in der Lage sind, wie die Urlauber ihre wenigen Tage des Zuhauseseins dazu nutzen, wieder in ihrem Verein oder in ihrer Mannschaft zu stehen. Und es sind nicht die schlechtesten unserer Kameraden, die sozusagen schon am zweiten oder dritten Urlaubstag nachschauen kommen, wie die Dinge um uns herum noch stehen oder gar gleich — ohne großes Training — in die Kampfbahn steigen, um dort zu prüfen, was sie noch können, oder wie sie der alten Kameradschaft zu dienen in der Lage wären. Sie finden ihre Freude daran, sie fühlen sich erst ganz wieder heimgekehrt, wenn sie wieder „mit dabei" waren — wenn auch nur für ein paar Stunden.

Der Sport macht keine Ansprüche derart, daß er etwa im Kriege sich wichtiger nähme, als er ist. Er organisiert gleichsam nur den im Kriege — Gott sei Dank! — noch vorhandenen Bedarf an diesen Dingen, den Bedarf der Wehrmacht und den der Heimat. In seinen Bezirken steht alles auf dem Prinzip der Freiwilligkeit, anderseits aber ist er auch weit davon entfernt, und lehnt es auf das entschiedenste ab, auch nur den schwächsten Versuch zu machen, leistungsfähige Sportler dieser ihrer Leistung wegen etwa von soldatischem Einsatz abhalten zu lassen. Ganz im Gegenteil; oft genug habe ich es gesagt, daß ich von jedem Sportsmann zuerst erwarte, daß er ein guter Soldat ist, und mir ist eine Mannschaft oder ein Verein, die in ihrer Leistung auf ein Mindestmaß infolge des Kriegseinsatzes ihrer Mitglieder gesunken sind, besonders wert.

Als ich vom Führer selbst den Auftrag erhielt, aus dem deutschen Volk ein „Volk in Leibesübungen" zu formen, da war das kein auf Zeiten des Friedens abgestellter Auftrag; der Satz „Es ist für das Vaterland, wenn wir zu spielen scheinen!" ist mehr als nur eine dichterische Wendung.

Er zeigt an, was der wirkliche Gehalt des Sportes ist; einem Soldaten brauche ich es nicht zu sagen, daß die erste und beste Waffe der Körper selbst ist, das kämpferische Herz, das Vertrautsein mit dem Gedanken, daß nur jenes Streben, das keine Mühe bleicht, dem Strenge gegen sich und Entsagenkönnen vertraut sind, in der Härte des kriegerischen Kampfes an das große Ziel gelangt, an dem schließlich die Waffen schweigen und Banner des siegreichen Friedens wieder wehen.

In einem Brief schrieb mir dieser Tage Generalfeldmarschall von Manstein folgenden Satz: „Wenn unsere jungen Soldaten die ungeheuren Anstrengungen dieser Kämpfe so gut ertragen, so hat daran der unter Ihrer Führung stehende deutsche Sport seinen großen Anteil!" Ein solches Urteil werden besonders die Soldaten als das Urteil eines Mannes anerkennen, der nichts der schönen Worte wegen tut. Auf diesem Wege und zu diesem Ziele weiterzuwirken, daran arbeitet auch der Sport, nicht etwa nur an den Tagen der großen oder weniger großen Wettkämpfe oder Veranstaltungen. Ehe es zu ihnen kommt, ist das Wesentliche schon getan.

IM MITSOMMER

„DIE KRITISCHSTE PHASE DIESES KRIEGES"

Von Hauptmann WERNER STEPHAN

Es ist jetzt gerade ein halbes Jahr vergangen, seit der Hauptschuldige an diesem zweiten Weltkrieg, Roosevelt, in seiner Rede zum Geburtstag George Washingtons die bemerkenswerten Sätze von sich gab: „Bald werden w i r es sein, die zur Offensive übergehen, und nicht unsere Feinde!" Und der englische Minister für industrielle Produktion fügte dieser amerikanischen Großsprecherei die kühnen Worte hinzu: „Die Schlacht von 1942 wird uns, anders als unsere Defensivtaktik von 1941, die Möglichkeit bieten, Deutschland zu zerschmettern. Großbritannien und USA sind entschlossen, ihren vollen Anteil an dem ersten tödlichen Schlag gegen den Feind zu nehmen."

Was ist nun in diesen sechs Monaten aus den tönenden Prophezeiungen unserer Feinde geworden?

Ankündigungen, daß die Initiative von jetzt ab und für immer auf die verbündeten Plutokraten und Bolschewisten übergehen werde, sind in jeder Rede, die in Moskau, London oder Washington gehalten worden ist, unablässig wiederholt worden. Die Tatsachen jedoch sahen anders aus. Der letzte Schnee war noch nicht in allen Abschnitten der Ostfront geschmolzen, als das deutsche Heer bereits den Beweis seiner ungebrochenen Schlagkraft in dem Kertsch-Unternehmen abzulegen vermochte. Aber hier handelte es sich nur um das Vorspiel.

Seite an Seite mit den deutschen Verbänden marschierten die Kontingente der Bundesgenossen auf: Italiener und Ungarn, Rumänen und Slowaken. Dazu die Freiwilligenformationen aus rund einem Dutzend europäischer Nationen. Was für eine gewaltige Aufgabe war hier zu lösen! Denn die Bereitstellung erfolgte ja nicht mehr wie im Vorjahr unmittelbar an der deutschen Grenze. Vielmehr war von den Ausgangsstellungen des Vorjahres bis zur Linie Kursk—Taganrog eine Entfernung von mehr als tausend Kilometern zu überwinden, während die Bolschewisten in der Nähe ihrer bedeutungsvollsten kriegswirtschaftlichen Zentren kämpften und über immer noch relativ günstige Verbindungswege verfügten. Dennoch ist trotz aller Erschwerungen in der kurzen Zeit zwischen dem Ende der Schneeschmelze und dem Beginn des Sommers der Aufmarsch unserer Offensivarmeen im vorgesehenen Rahmen erfolgt. Und als nun am 28. Juni zwischen Kursk und Charkow der erste Hieb auf die Sowjets niedersauste, da wurde alsbald der Welt klar, wie groß der Unterschied zwischen der Mauloffensive und der Initiative ist.

Es ist hier nicht der Ort, die Reihe gewaltiger Siege, die in diesen Sommerwochen zwischen dem Oberlauf des Don und dem Kaukasus erfochten worden sind, im einzelnen aufzuzählen und zu würdigen. Es genügt die Feststellung, daß Moskau, London und Washington nach dem Verlaufe dieses Feldzuges die Lage im Mittsommer einhellig als „die kritischste Phase dieses Krieges" bezeichnen. Der Stoß, der die deutschen Truppen so weit nach dem Südosten führte und wichtigste Bahnlinien, Ölleitungen, Schiffahrtswege und kommerzielle Zusammenhänge der Sowjetunion zerriß, wird auch in England und Amerika als ein Stoß ins eigene Herz empfunden. Täglich erscheinen die Abgesandten Stalins und mahnen die Verbündeten daran, daß sie bisher noch nichts getan haben, um den schweren deutschen Druck auf die wichtigsten Verteidigungspositionen der Sowjetunion zu mildern. Verzweifelt meint demgegenüber der Australiendienst der amtlichen britischen Reuteragentur, daß „am Vordringen der Deutschen in Rußland auch die Landung angelsächsischer Divisionen in irgendwelchen norwegischen oder französischen Häfen nichts ändern könnte". Das ist nur allzu wahr! Denn die Truppenbereitstellungen und die Festungsbauten an der Atlantikküste haben in den zwei Jahren seit dem Ende des Westfeldzuges ein solches Ausmaß angenommen, daß jeder feindliche Landungsversuch zu einem neuen Dünkirchen führen muß. Es kommt hinzu, daß unsere Unterseeboote und unsere Flieger inzwischen insgesamt mehr als 19 Millionen BRT feindlichen Handelsschiffsraums vernichten konnten, der nunmehr für den Unterhalt einer europäischen Armee der Plutokraten nicht mehr verfügbar ist. Es ist so weit gekommen, daß schon die Versorgung der englischen Truppen in Ägypten und der amerikanischen Verbände in Australien neben den Ansprüchen, die die Sowjets an die gefährdete Nachschublinie im Eismeer stellen, die äußerste Anspannung der feindlichen Tonnage mit sich bringt.

So erfolgt im Mittsommer 1942 die Zerschlagung der feindlichen Hoffnungen und Möglichkeiten von zwei Ausgangspunkten her. Unsere Kriegführung bildet zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft eine große innere Einheit. Sie vernichtet die Wehrkraft der Bolschewisten durch die Eroberung von industriellen Kerngebieten der Sowjetunion, und sie hindert zugleich die westlichen Verbündeten Moskaus daran, den beginnenden europäischen Aufbau, der sich der gewonnenen Reichtümer Südostrußlands bedienen wird, durch eigene Aktionen vom Atlantik oder von Afrika her zu stören und zu gefährden.

Unser Titelbild: Gefangennahme von Bolschewisten auf dem Ilmensee von Kriegsberichter Hansen

SANITÄTS

HELFER IN

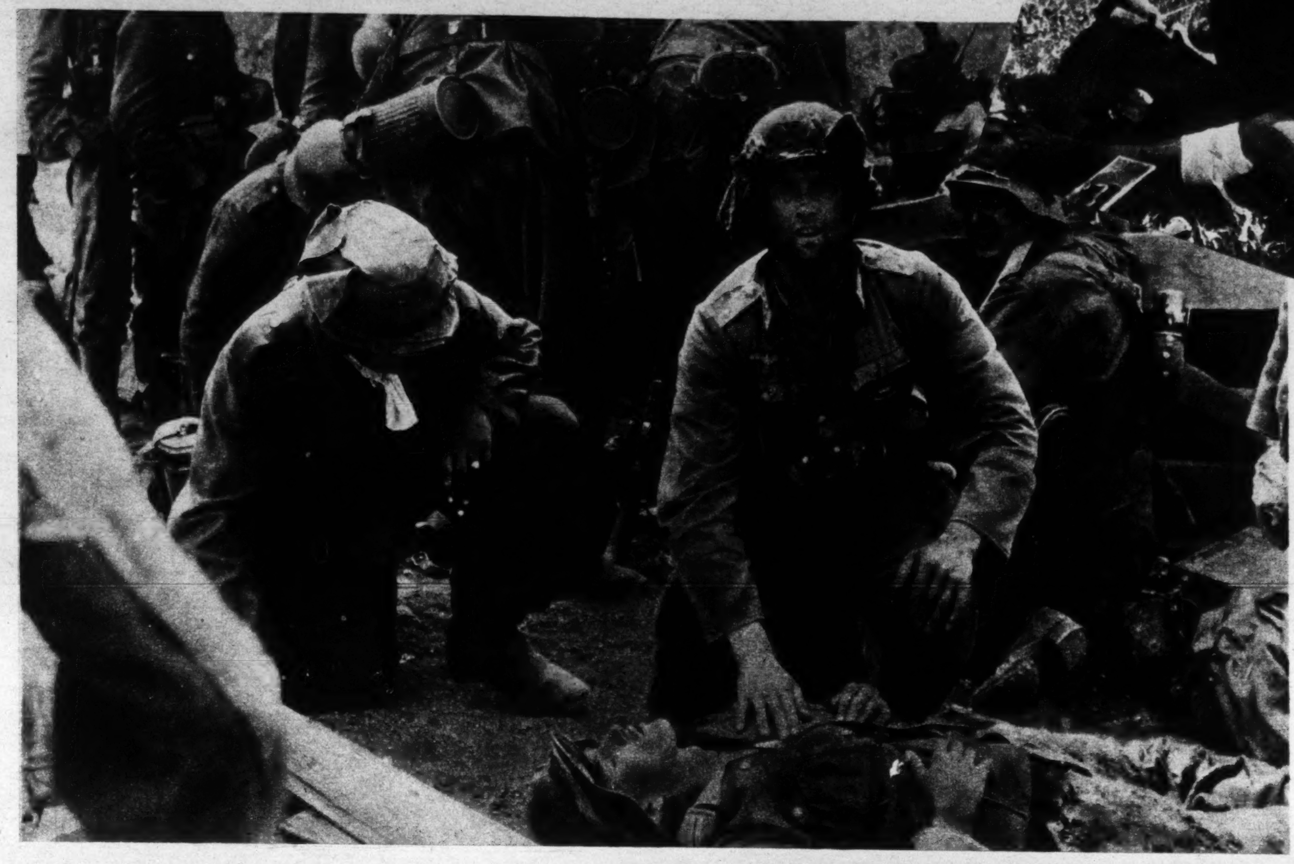
Es war, als wir die ersten Schritte im Gefecht lernten, als uns zum erstenmal das bösartige Sirren der Querschläger um die Ohren pfiff und die singende Luftschleppe der feindlichen Granaten uns den Kopf noch fester an die Erde drücken ließ. Wir steckten in den Kinderschuhen des Feldsoldaten und mußten uns an unser neues Handwerk erst gewöhnen. Höllisch paßten wir auf, wir sahen alles, wir bekamen nach den ersten Tagen den vielbesprochenen sechsten Sinn für die kommende Gefahr.

Da lag der erste Verwundete! Wir reckten die Köpfe aus der Deckung und sahen mit großen Augen zu ihm hinüber. Er versuchte zu lächeln, es mißlang. Die Schmerzen peinigten ihn sehr. Ein verwundeter Kamerad! Wir mußten hinüberspringen, um ihm zu helfen. Aber ehe jemand von uns den Gedanken in die Tat umgesetzt hatte, war schon einer bei ihm. Wir sahen genauer hin. Es war Knorpel, einer der Kleinsten der Kompanie. Wir hatten ihn nie so recht beachtet. Knorpel war Sanitätsgefreiter. Nun sahen wir ihn alle. Das war also unser „Sani", dieser Kamerad, der da im Feuer vorkroch! Er kniete bei dem Verwundeten, seelenruhig, schnitt ihm den Ärmel von der Feldbluse und verband den durchschossenen Arm, während ringsum die Detonationen der feindlichen Geschosse wirbelnd Feuer und Rauch aus der Erde schlug. Donnerwetter, Knorpel! Was war er für ein Kerl . . .! Das hätte ihm niemand zugetraut. Endlich schien er fertig mit seinem Verbinden. Er wollte sich wohl erheben, um den Verwundeten nach hinten zu bringen. Wir konnten ihn nicht fragen, was er vorhatte, aber wir hätten ihm zurufen mögen: Bleib doch liegen, Knorpel, du verrücktes Aas! Da machte er eine seltsame Bewegung. Es hatte ihn erwischt. Schwer lag er auf dem verwundeten Kameraden. Wir mußten, als wir bei ihm waren, den einen unter dem anderen vorziehen.

Das war unser Sanitätsgefreiter. Das war, als wir anfingen. Jetzt haben wir drei oder vier Kriegsschauplätze hinter uns. Wir starren nicht mehr mit großen Augen auf jeden verwundeten Kameraden, wir können es auch gar nicht, denn, wo Kampf ist, gibt es Opfer. Das weiß jeder von uns. Aber Kameraden wie unser Knorpel haben wir überall getroffen. Sie sind dieselben geblieben. Sie helfen still und selbstverständlich, wo es zu helfen gibt. Sie sind da, und das will etwas heißen.

wenn wir sagen: sie sind immer da! Sie marschieren wie wir, sie liegen wie wir im Dreck, sie stürmen vor mit uns. Sie tragen die verwundeten Kameraden nach hinten, sie arbeiten auf den vorgeschobenen Verbandplätzen und in den Feldlazaretten, ohne Aufhebens von sich zu machen. Ihre helfende Hand ist überall.

Straßenkampf in einer sowjetischen Ortschaft. Ein Kamerad sinkt schwer getroffen zu Boden. Erwartungsvoll sieht der Kompaniechef, der seinem Kameraden beruhigend die Hand auf die Brust gelegt hat, dem Sanitätssoldaten entgegen



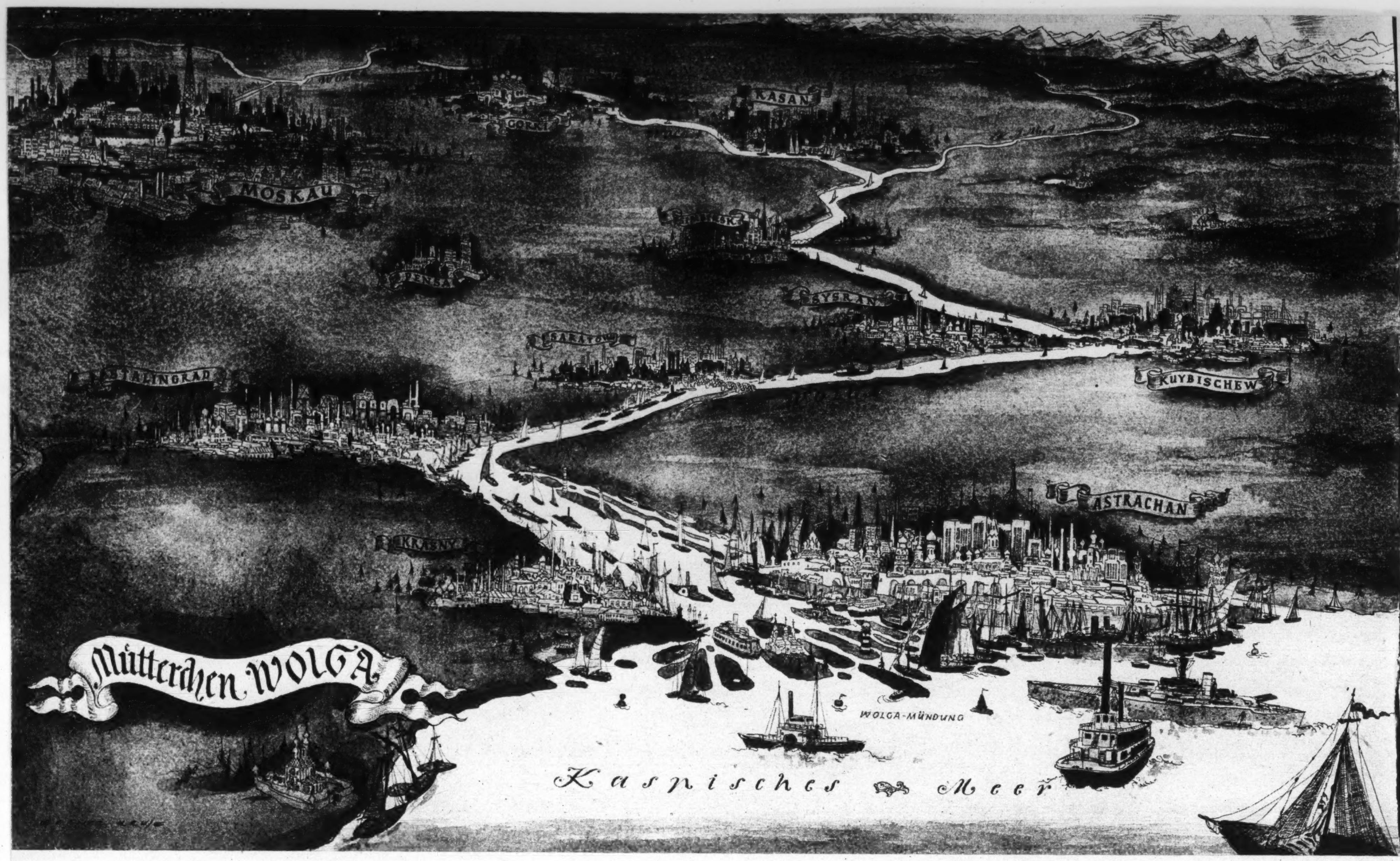
„So, mein Junge, jetzt ist dir fürs erste geholfen!" Mit ruhiger Hand verbindet ein Sanitätssoldat seinen verwundeten Kameraden

Der Sanitätskraftwagen ist vorgefahren. Noch bersten und heulen die Granaten in der nächsten Umgebung. Aber für Sanitäter und Hilfskrankenträger ist in diesen Minuten nur eines wichtig: dem verwundeten Kameraden zu helfen und ihn in Sicherheit und Pflege nach hinten zu bringen

Aufnahmen: Kriegsberichter H. Koch, Augustin (2)

SSOLDATEN

IN DER NOT



Die militärischen Ereignisse sowohl in dem weit nach Osten ausgreifenden Bogen des Don, der sich stark dem Unterlauf der Wolga nähert, als auch im oberen Wolgagebiet bei dem wichtigen Schiffahrtsplatz Rschew, lenken die Aufmerksamkeit auf den großen osteuropäischen Strom, der durch seine Länge, seine Wasserfülle und die Größe seines Einzugsgebiets schon an asiatische Verhältnisse erinnert.

Wie die Deutschen vom „Vater Rhein" sprechen, so sprechen die Russen vom „Mütterchen Wolga". Das Volk glaubt, die Wolga entspringe unter einem schwarzen Johannisbeerstrauch, um den für den russischen Bauern eine geheimnisvolle Kraft weht. Die Quelle liegt nur 228 m über dem Meer auf der Waldai-Höhe, und die geringe Höhendifferenz bis zur 3700 km entfernten Mündung läßt schon darauf schließen, daß der Schiffahrt keine natürlichen Hindernisse entgegenstehen. Allerdings ist die obere Wolga nur etwa 200 Tage im Jahr, die untere 40 bis 50 Tage länger eisfrei. Die lange nicht auftauende winterliche Eisdecke ist der Hauptnachteil für den Verkehr auf allen russischen Flüssen, und sie beeinträchtigt auch die Benutzung des umfassenden Kanalsystems, das die Wolga sowohl mit der Ostsee als auch mit dem Weißen Meer verbindet.

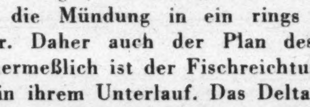
Flößbar ist die Wolga fast von der Quelle an, die Dampfschiffahrt beginnt bei Rschew. Mehr als die Hälfte des ganzen Binnenwasserverkehrs in der Sowjetunion entfällt auf das Stromsystem der Wolga, auf dem mehrere tausend Dampfer und eine noch weit größere Zahl von Anhängebarken verkehren. In früherer Zeit wurden die mächtigen plumpen Barken von der Strömung abwärts getragen, aufwärts wurden sie von einer besonderen Gilde von Schiffsziehern, den Burlaken, mit melancholischem Gesang gezogen. Das Wolgalied ist ja in ganz Europa populär geworden; im übrigen galt der Burlak in Rußland sprichwörtlich als grober, ungeschliffener Kerl.

Die Wolga hat 132 Nebenflüsse, von denen die beiden größten die von rechts einmündende Oka und die von links kommende Kama sind. Die Oka ist länger als der Rhein und wird von der Kama an Lauflänge noch um mehrere hundert Kilometer übertroffen. Der von Natur gegebene Hauptverkehrsplatz im Wolgagebiet liegt am Zusammenfluß von Wolga und Oka, weil beide Flüsse aus relativ dichtbewohnten Gebieten kommen, während die Kama viel ödes Land durchfließt. An der Okamündung entstand schon früh die berühmte Messestadt Nischni-Nowgorod, heute zu Ehren des Dichters des proletarischen Rußlands Maxim Gorki (übrigens ein Pseudonym, Gorki heißt: der Bittere) in Gorki umbenannt. Die vom 15. August bis zum 15. September dauernde Messe wurde von Iwan dem Schrecklichen eingerichtet; im früheren Rußland war sie der Höhepunkt des Geschäftslebens und derbmaterieller Vergnügungen der russischen Kaufmannschaft, jetzt hat sie ihre Bedeutung verloren, da aller Handel verstaatlicht ist.

Um Moskau an den großen Wolgaverkehr anzuschließen, wurde auf Befehl Stalins unter maßlosen Menschenopfern ein Kanal in nordwestlicher Richtung gebaut, auf dem die größten Wolgadampfer fahren können. Ein anderes, seit Jahren betriebenes, aber noch unvollendetes Kanalprojekt soll den unteren Don mit dem nur 60 km entfernten Wolgaknie bei Stalingrad (früher Zarizyn) verbinden.

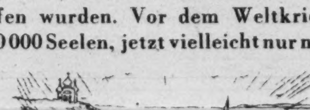
Etwas oberhalb der Kamamündung liegt Kasan, dieser Ort früher Hauptstadt eines tatarischen Chanats. Weiter stromab, bei Sysran, kurz vor Samara, heute Kuibyschew — wohin Stalin mit der Räteregierung und den fremden Diplomaten floh, als Moskau von den deutschen Truppen bedroht wurde —, überschreitet die Eisenbahnlinie nach Sibirien auf einer zwei Kilometer langen Gitterbrücke die Wolga.

Von unvergleichlicher Wichtigkeit für die Sowjetunion ist der Mündungshafen Astrachan inmitten des über 6000 qkm großen Deltas der Wolga. Astrachan empfängt die Hauptmenge der von Baku und Grosnyj, den beiden Haupterdölgebieten des Kaukasus, kommenden und für den innern Verbrauch der Sowjetunion bestimmten Transporte von Ölen und Treibstoffen. Sie werden auf einer Spezialflotte von Tankschiffen stromauf nach allen von der Wolga her erreichbaren Verbrauchsgebieten verfrachtet. Für die Motorisierung der Armee, der Landwirtschaft und der Industrie im größeren Teil der Sowjetunion ist deshalb die Wolga eine Lebensader schlechthin, deren Unterbindung eine Katastrophe für alles, was mit der Sowjetwirtschaft zusammenhängt, bedeuten würde.



Der einzige Mangel, der dem „Mütterchen Wolga" anhaftet, ist die Mündung in ein rings geschlossenes Binnenmeer. Daher auch der Plan des Wolga-Don-Kanals. Unermeßlich ist der Fischreichtum der Wolga, besonders in ihrem Unterlauf. Das Delta ist einer der reichsten Fischgründe der Erde, wo über hunderttausend Fischer und Fischereiarbeiter dauernd beschäftigt sind. Die jährliche Fischereiproduktion beträgt dort eine halbe Million Tonnen. Der Astrachankaviar stammt von der „Beluga" genannten Störart. Ein ausgewachsener Fisch liefert 12 bis 20 kg Kaviar.

Bis Nischni-Nowgorod fließt die Wolga durch kernrussisches Land. Weiter unterhalb mischen sich mit den Russen sogenannte „Fremdvölker": Morwinen (nahe Verwandte der Finnen), Kasansche Tataren, Kalmücken, Baschkiren. Bei Saratow liegt auf fruchtbarem Schwarzerdeboden die „Wolgadeutsche Sowjetrepublik", die Zwangsorganisation der nach der Hungersnot von 1920/21 und nach den Terrormaßnahmen der Bolschewisten noch übriggebliebenen deutschen Kolonisten, deren Vorfahren von Katharina II. ins Land gerufen wurden. Vor dem Weltkrieg zählten sie nahe an 600000 Seelen, jetzt vielleicht nur noch die Hälfte.



Das Landschaftsbild an der Wolga hat einen majestätischen Zug durch die gewaltige Breite des Stroms. Auf einer Strecke von 1000 km am Mittel- und Unterlauf ist das rechte Ufer hoch, bis zu 200, ja 300 m über dem Stromspiegel, das linke, das sogenannte Wiesenufer, ist flach. Die grandiose Eintönigkeit des Ostens ist auch ein Charakterzug der Wolga. *Dr. Paul Rohrbach*

Krieg gegen den Wettergott?

Von Dr. PAUL KARLSON

Kann eine Kanonade das Wetter beeinflussen? Haben die Bauern aus dem westdeutschen Grenzgebiet recht, wenn sie sagen: „Det Wetter schlägt um, se hebbt hüt nacht wedder geschossen mit de Flak . . .“? Und was hat es mit dem Gerede derjenigen auf sich, die da wissen wollen, daß das wechselvolle, wenig freundliche Sommerwetter einzig und allein dem Krieg in die Schuhe geschoben werden müsse. Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter versucht der Frage „Ist der Mensch imstande, Wetter zu machen?“ auf den Grund zu gehen. Dieser und noch folgende Aufsätze sollen die Kameraden draußen anregen, uns ihre Beobachtungen mitzuteilen, um dieser interessanten, völlig ungeklärten Frage näherzukommen.

Zeitungsnotiz: „Anläßlich der Kanonade von Tobruk hat es dort mitten im Juni geregnet, was seit 50 Jahren nicht mehr der Fall war.“

Aus den Mitteilungen des OKW: „Insgesamt wurden 70 000 Tonnen Stahl und Eisen auf die sowjetischen Befestigungen von Sewastopol geschleudert; schwerste und überschwere Artillerie des Heeres griff in diese Kämpfe ein . . . Zu den natürlichen und künstlichen Hindernissen gesellten sich glühende Hitze und greller Sonnenschein in der wasserlosen Felslandschaft.“

Mündlicher Bericht: Auf westdeutsches Grenzgebiet fand ein nächtlicher Luftangriff unter starker Flakabwehr statt. „Dat Wetter schlägt um“, sagten die alten Bauern am nächsten Morgen, „se hebbt hüt nacht wedder geschossen.“

Ja und Nein und Ja — was stimmt nun eigentlich? Kann die Artillerie in Wettbewerb mit dem Wettergott treten, vermag das Grollen der Geschütze oder das Geheul der Granaten die Schleusen des Himmels zu öffnen? Ist der Mensch — um das Problem auf eine kurze Formel zu bringen — ist der Mensch imstande, „Wetter zu machen“?

In früherer Zeit hätte niemand diese Frage gestellt, weil die Antwort auf der Hand lag. Selbstverständlich ging das nach dem Glauben der Leute. Man wußte ja, daß Blitz und Donner, Regen und Hagelschlag das Werk besonderer Geister war, die durch ein strenges Zeremoniell zur Ausübung ihrer Pflichten bewogen oder auch gezwungen werden konnten. Und heute noch veranstaltet man in Afrika Umzüge und schauerliche Tänze, in China setzt man dem Regengott in kleinen Schälchen Essen hin und brennt wohlriechende Hölzer und Zaubersprüche ab, um ihn gefällig zu stimmen. Versäumt er seine Pflicht, so kann ihm die Nahrung entzogen werden, ja, es kam häufig vor, daß ein erboster Volksstamm meuterte und den ungehorsamen Götzen, der sich weigerte oder dem es nicht gelang, Regen zu machen, schändlich verprügelte oder gar verbrannte! Es war die Pflicht eines guten Medizinmanns, die einschlägigen Mittel zur Dämonenbeschwörung bei der Hand zu haben und für gutes und regelmäßiges Wetter zu sorgen.

Im Mittelalter wurde dieser Glaube ein wenig abgeändert. Man mußte sich damit abfinden, daß Gott manchmal Ungewitter schickt, um die Menschen für ihre Sünden zu strafen; weil man aber nicht der Meinung war, so oft gesündigt zu haben, wie es gewitterte, so folgerte man, es gäbe auch noch eine zweite Art von Unwettern, die „nur unter Billigung Gottes“ vom Teufel selbst oder — mit seiner Unterstützung — von Hexen und Zauberern angezettelt wurden. Das Unwettermachen gehörte zum festen Repertoire einer gelernten Hexe!

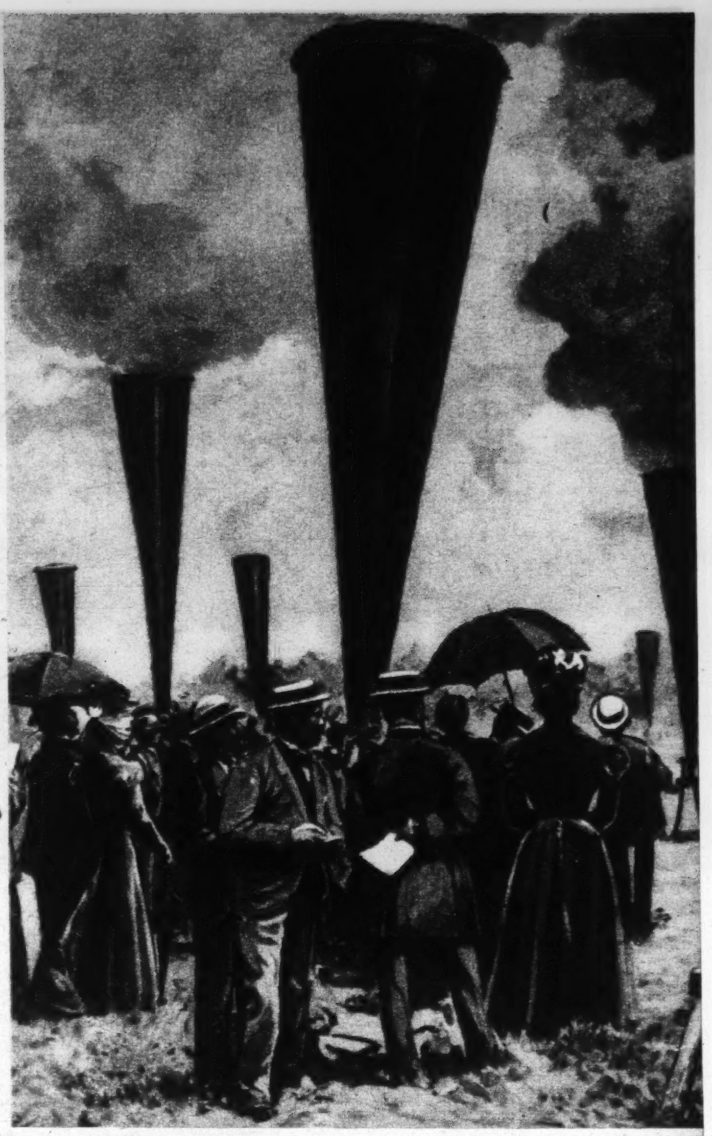
Es gibt also gute Geister, die Regen schicken, und böse Mächte, die den Menschen mit Gewitter, Hagelschlag und Überschwemmung zu Leibe rücken. Nun, gegen böse Geister hilft — darüber sind sich alle einig — Lärm und wieder Lärm. Mit Trommeln, Pfeifen, Hörnern, Becken, Glocken und Klappern hat man seit je die Dämonen erschreckt und in die Flucht geschlagen. Und eben diese Mittel wurden auch gegen die Unwettermächte angewandt. Von diesem „Dämonenkrieg“ nehmen die Wetterhörner, nimmt das Wetterläuten — und endlich auch das Wetterschießen seinen Ausgang. Später hat man vor allem den Kirchenglocken wundertätige Macht zugeschrieben: „Drei Wolken am Himmel, was soll das bedeuten? Der Mesner soll heimgeh', soll wetterläuten!“ singt man in Schwaben.

Zwar legte man im 19. Jahrhundert den Glauben an Hexen, Dämonenkrieg usw. ab, aber weil man von einem guten alten Brauch nicht gern läßt, so suchte man nun nach einer anderen Erklärung: Der von den Glocken ausgesandte Schall sollte nun der eigentliche Zauber sein, und an Stelle der Dämonen setzte man die physikalischen Kräfte. Der Schall, so hieß es, würde die Luft erschüttern, die Wolken zerstreuen und die Hagelbildung unmöglich machen. Je mächtiger die Schallquelle, desto sicherer mußte also die Störwirkung sein. So lebte das alte Wetterschießen um die Wende des letzten Jahrhunderts wieder auf, und zwar besonders in den hagelgefährdeten Gebieten Steiermarks, Kärntens und Oberitaliens. Wer einmal ein tobendes Gewitter im Hochgebirge erlebt hat, wird verstehen, daß das Gerede von den bösen Geistern so lange lebendig blieb, und ebenso, daß jeder Versuch einer wirksamen Bekämpfung gerade im Gebirge auf empfänglichen Boden fallen mußte.

Man konstruierte besondere Wetterkanonen, Böller mit großen Mündungstrichtern — bis zu 14 Meter Durchmesser! —, in denen anfangs Pulver, später auch Azetylen zur Explosion gebracht wurde. Hunderttausende von Kilo Sprengstoff sind so in die Luft gefeuert worden. Ob mit Erfolg? Es schoß zwar ein ungeheurer Wirbelwind pfeifend aus dem Böller, der starke Äste knickte und kleine Vögel umbrachte, aber den Unwettern konnte er nichts anhaben. Es ereignete sich vielmehr häufig, daß gerade die „geschützten“ Schießplätze vom Hagel versehrt wurden, während die Nachbarschaft frei blieb. Die Meteorologie hat dann auch ein ziemlich vernichtendes Schlußwort gesprochen.

Ist das Problem damit erledigt?

Zweifellos werden im heutigen Kriege ganz andere Energiemengen entfesselt als seinerzeit beim Wetterschießen. Die Granaten, namentlich die der Flak, reichen auch in viel größere Höhen, sie erreichen wirklich jene Luftschichten, in denen das Wetter zusammengebraut wird. Warum sollten sie dort nicht von Einfluß sein und zumindest nicht auslösende Wirkung haben? Um diese Frage einwandfrei zu entscheiden, braucht man vor allem sorgfältige und umfangreiche Beobachtungen. Dazu bietet der gegenwärtige Krieg eine unvergleichliche Möglichkeit. Vielleicht gelingt es doch noch, die alte Frage zu entscheiden, für die die „philosophische Classe der Münchener Academie“ schon im Jahre 1785 einen Preis von 50 Dukaten ausgesetzt hatte. Sie lautet: „Was für Wirkung hat das Abfeuern des Geschützes auf Wetterwolken? Was lehret die Erfahrung in Hinsicht auf die verschiedenen Lagen? Ist es als ein Mittel gegen die Wetter- und Hagelschäden einzuführen oder als den eigenen und nachbarlichen Fluren gefährlich zu verbieten?“ Das ist heute noch die Frage. Ihr sollt sie — aus eurer Erfahrung heraus — beantworten. Wir warten darauf!



Wetterschießen um 1900. *Am 21. April 1902 stellte der österreichische Oberst von Mundy die ersten öffentlichen Versuche mit einem Wetterschießapparat an. Er erfand ihn zusammen mit dem Bürgermeister von Windisch-Feistriz, Albert Stiger, und nach diesem nennt der Volksmund den Apparat „Stiger-Kanone“. Das Prinzip dieser Erfindung besteht darin, daß durch ein ziemlich großes, senkrecht in die Höhe gefeuertes Geschoß ein künstlicher Wirbelwind in dessen Bahn erzeugt wird, der — nach Ansicht der Erfinder — sich sammelnde Hagelwolken auseinandertreibt*

DER Bluff MIT DEN Tanks

AMERIKANISCHE UND ENGLISCHE PANZERKAMPFWAGEN IN DER PHANTASIE UND IN DER WIRKLICHKEIT

VON OBERSTLEUTNANT KÖHN

In den Sprachen der Nationen gibt es Wörter, deren Übertragung in eine andere Sprache schwierig oder unmöglich ist. Solche Ausdrücke lassen meist auf besondere Charaktereigenarten oder Gewohnheiten des betreffenden Volkes schließen.

Wir bedienen uns in unserer eigenen Sprache oft solcher Wörter aus der Sprache anderer Völker, weil es in unserem Wortschatz einen völlig gleichbedeutenden Ausdruck schlechterdings nicht gibt. „Bluff“ ist ein solches Wort des englisch-amerikanischen Wortschatzes. Besonders die Amerikaner haben sich schon immer im „Bluffen“ hervorgetan, und wir wissen alle, was das heißt. Jetzt im Kriege übertreffen sie sich selbst, aber sie tragen zu dick auf, und wenn der Bluff als solcher erkannt wird, verliert er schlagartig seine Wirkung. Und hier kommen wir nun auf den „Panzer-Bluff“ zu sprechen, mit dem die Kriegspropagandatrommel Roosevelts seit Jahr und Tag arbeitet.

Wir Deutschen zweifeln nicht daran, daß die Amerikaner nach einer Zeit des Sammelns von Erfahrungen in der Lage sein werden, kriegsbrauchbare Panzerfahrzeuge zu bauen, wir zweifeln noch weniger daran, daß die amerikanische Rüstungsindustrie nach einer gewissen Anlaufszeit fähig sein wird, auch beträchtliche Stückzahlen an Panzerfahrzeugen herzustellen.

Zur Zeit wird der Mangel an frontreifen, brauchbaren Entwicklungen auf dem Gebiete der Panzerfahrzeuge in der amerikanisch-britischen illustrierten Presse durch zahllose Bild-„Bluffs“ ersetzt, die dem eigenen Volke Vertrauen und dem Gegner Schrecken und Furcht einflößen sollen. Daß es sich dabei nur um Attrappenaufnahmen oder um Phantasiegebilde aus der Hand eines mehr oder minder fachtechnisch vorgebildeten Reklamezeichners handelt, wird in der Beschriftung nur versteckt vermerkt oder verschämt verschwiegen. Die gezeigten Phantasiegebilde sind eine Blütenlese aus dem Reiche des amerikanischen Bluffs. Der zur Zeit noch bestehende Mangel an tatsächlich fertigen Panzerfahrzeugen wird in der Presse durch Phantasiezahlen über die Leistungsfähigkeit der amerikanischen Rüstungsindustrie vertuscht. Die rauhe Wirklichkeit sieht jedoch anders aus!

In Afrika traten bereits im Herbst 1941, im Osten erst im späten Frühjahr dieses Jahres, die ersten Vertreter der amerikanischen Panzerwaffe auf. Die aufgetretenen

Aus „General Grant" wurde „General Lee"

und damit glaubten die vereinigten Nationen, England und USA., das Problem ihrer Panzerunterlegenheit in Afrika gelöst zu haben. Die Zeitschrift „Sphere" bringt ganzseitig dieses neueste Modell und fügt beruhigend hinzu, daß dieser „Tank" jetzt in großer Zahl gebaut würde. Marschall Rommel ließ sich aber weder durch den Versager „General Grant" noch durch den kaum veränderten „General Lee" in seinen Entschlüssen beeinflussen.

Jetzt Stromlinien-Tanks

Auch der „Mark-Panzer" (Bild in der Mitte) in seinen verschiedenen Typen konnte sich in Afrika trotz größter Hoffnungen unseren Abwehrwaffen gegenüber nicht durchsetzen. Wie aber müssen sich die Sowjets beglückt gefühlt haben, als Roosevelt diesen alten Ladenhüter, der im Osten häufig angetroffen wurde (Bild links), über den gefährdeten Ozean schickte. In seiner eckigen Form an die Weltkriegspanzer erinnernd, war er ein gutes Ziel. „Jetzt Stromlinien-Tanks!" schreit es neuerdings in der USA.-Presse, nachdem man die Ladenhüter niemand mehr anbieten kann. Im Augenblick soll der neue „M 4 Medium Tank" das große Wunder sein, vor dem der deutsche Siegesmarsch zum Stehen kommen sollte.

Stückzahlen an der Ostfront waren jedoch bisher noch recht bescheiden. Sicherlich ist das, was im Osten bisher an amerikanischen Panzern aufgetreten ist, nicht alles gewesen, was die Amerikaner ihren Verbündeten haben zukommen lassen wollen; aber wir wissen, daß ein großer Teil auf dem Grunde des Nördlichen Eismeeres ruht, und daß noch manche Ladung mit Panzern dorthin folgen wird.

Die im Osten aufgetretenen amerikanischen Panzer sind typenmäßig die gleichen, wie sie uns bereits von der afrikanischen Front her näher bekannt sind. Bisher sind tatsächlich aufgetreten: 1. Der leichte Panzerkampfwagen M 3, auch „General Stuart" genannt. Das Fahrzeug wiegt 13 t, hat eine Höchstgeschwindigkeit von rund 50 km/Std. und einen Fahrbereich von 160 km. Die Panzerung beträgt in der Front 40 mm, an der Seite 25 mm. Bewaffnet ist das Fahrzeug mit einer 3,7-cm-Kampfwagen-Kanone und fünf Maschinengewehren, von denen zwei starr eingebaut sind, also eine sehr beschränkte Einsatzmöglichkeit besitzen.

Die Stärke des Fahrzeuges liegt zweifellos in seinem im Verhältnis zum Gewicht sehr kräftigen Motor von 250 PS. Die Fahreigenschaften in günstigem Gelände sind dementsprechend gut. Im russischen Schlamm und Lehm scheint der Panzerkampfwagen jedoch fahrtechnisch manche Nachteile zu haben, weil das Laufwerk mehr für festen Untergrund konstruiert ist. Der Gesamtgefechtswert ist wegen seiner leistungsmäßig unzureichenden Bewaffnung und Panzerung als gering anzusprechen. Dort, wo er auftrat, wurde er leicht von den deutschen Abwehrwaffen aller Kaliber abgeschossen.

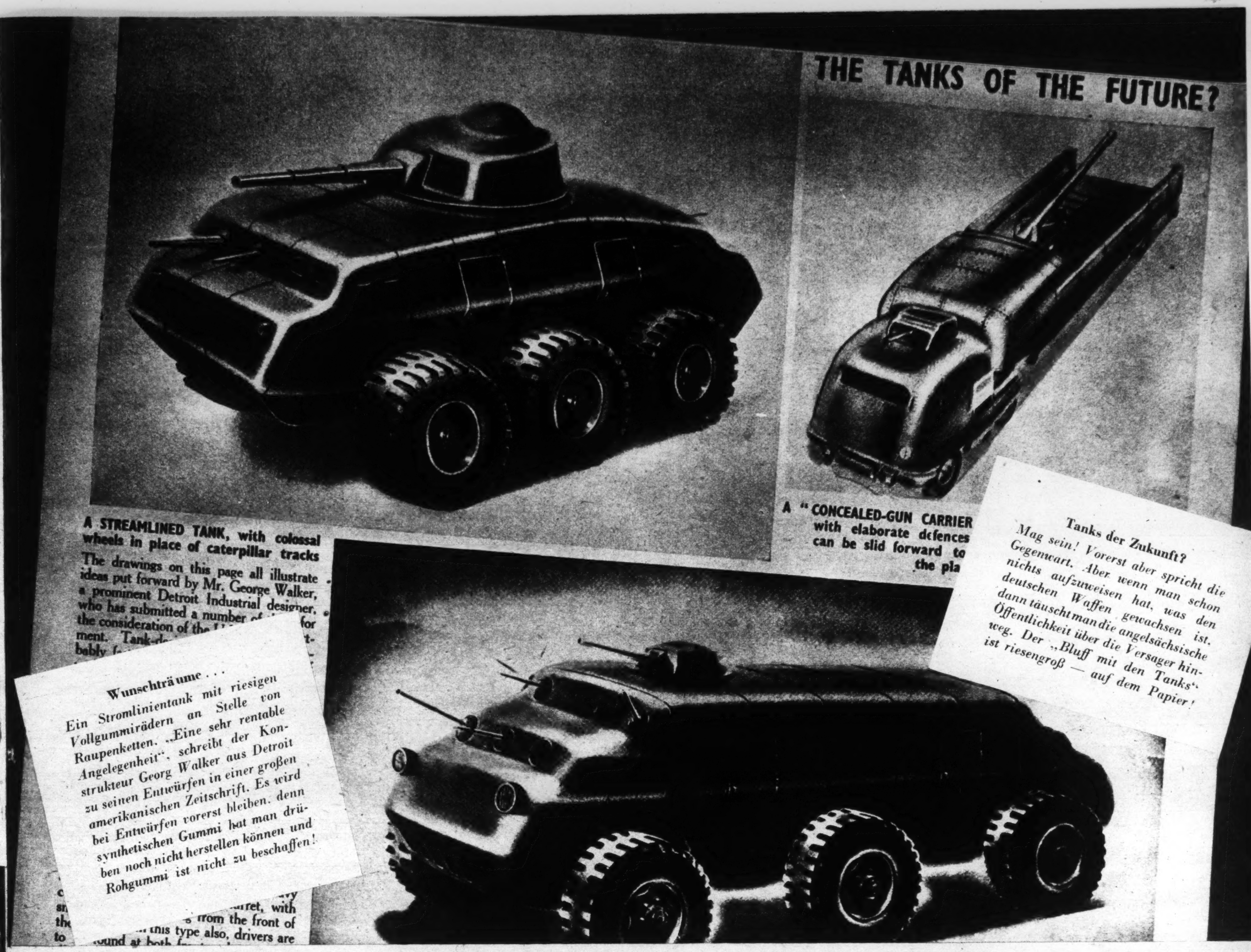
Weiter nennen wir den mittleren Panzerkampfwagen M 3 in seinen verschiedenen Ausführungen, von denen auf dem sowjetrussischen Kriegsschauplatz bisher allerdings nur die älteren Ausführungen aufgetreten zu sein scheinen. Bei den verschiedenen Ausführungen ist das Fahrgestell im wesentlichen das gleiche. Die Ausführung „General Lee" hat ein Gefechtsgewicht von 28 t und eine Geschwindigkeit von 35—45 km/Std. auf der Straße. Der Fahrbereich beträgt im Gelände 150 km. Gepanzert ist das Fahrzeug frontal 60—80 mm, in der Seite 40—75 mm und am Heck 38 mm. Turm und Bug sind aus Stahlguß, während das übrige Panzergehäuse genietet ist. Die Bewaffnung besteht aus einer 7,62-cm-Kampfwagen-Kanone, die in einem seitlichen Erker des Fahrgestells eingebaut ist, einer 3,7-cm-Kampfwagen-Kanone im Turm und vier Maschinengewehren.

Der „General Grant" unterscheidet sich vom „General Lee" durch die Ausführung des Turmes. Der Turm besitzt keine Kommandokuppel. Bei dem Panzerkampfwagen „General Grant II" (neuere Ausführung) ist auch der Panzerkastenoberteil aus Stahlguß hergestellt.

Ein weiterer Vertreter aus der Gewichtsklasse der mittleren Panzerkampfwagen ist der Panzerkampfwagen M 4, der bisher noch nicht in Rußland aufgetreten ist, aber wahrscheinlich schon nach dort verladen wurde. Dieser Panzerkampfwagen besitzt im wesentlichen das gleiche Fahrgestell wie die obengenannten Panzerkampfwagen. Die 7,62-cm-Kampfwagen-Kanone ist jedoch unter Fortfall des seitlichen Erkers und der 3,7-cm-Kampfwagen-Kanone in den Hauptturm verlegt. Die bisher aufgetretenen mittleren amerikanischen Panzerkampfwagen sind zwar verhältnismäßig stark gepanzert und besitzen eine zahlenmäßig starke Bewaffnung. Die Gesamtanordnung der Bewaffnung ist jedoch beim Panzerkampfwagen „General Lee" und „General Grant" unzweckmäßig. Daß dies von den Amerikanern anscheinend auch schon bemerkt wurde, geht daraus hervor, daß sie die Waffenanordnung beim Panzerkampfwagen M 4 geändert haben.

Von den modernen deutschen Abwehrwaffen sind die amerikanischen mittleren Panzerkampfwagen ohne Schwierigkeiten abgeschossen worden.

Dort, wo bisher deutsche Panzerkampfwagen mit diesen beiden Vertretern der amerikanischen Panzerwaffe zusammengetroffen sind, ist der größere Gefechtswert des deutschen Gerätes klar in Erscheinung getreten. So sieht es zur Zeit mit der in das Kriegsgeschehen bereits eingreifenden amerikanischen Panzerwaffe aus, nachdem man klar den Bluff von Tatsachen getrennt hat. Sicherlich werden wir auch noch anderes und neueres Gerät von amerikanischer Seite zu sehen bekommen. Ob das Gerät überlegen sein wird, wird aber dann auf dem Gefechtsfeld entschieden und nicht in Bildern und Zeitungsaufsätzen.



Wunschträume . . .
Ein Stromlinientank mit riesigen Vollgummirädern an Stelle von Raupenketten. „Eine sehr rentable Angelegenheit", schreibt der Konstrukteur Georg Walker aus Detroit zu seinen Entwürfen in einer großen amerikanischen Zeitschrift. Es wird bei Entwürfen vorerst bleiben, denn synthetischen Gummi hat man drüben noch nicht herstellen können und Rohgummi ist nicht zu beschaffen!

Tanks der Zukunft?
Mag sein! Vorerst aber spricht die Gegenwart. Aber wenn man schon nichts aufzuweisen hat, was den deutschen Waffen gewachsen ist, dann täuscht man die angelsächsische Öffentlichkeit über die Versager hinweg. Der „Bluff mit den Tanks" ist riesengroß — auf dem Papier!

WAS WIRD AUS MIR?

BERUFSFRAGEN DER KRIEGSTEILNEHMER: 6. DER AKTIVE UNTEROFFIZIER

Von Hauptmann d. R. MOSBACH, Hauptschriftleiter im Reichtreubund ehem. Berufssoldaten

Uneingeweihten kann es so scheinen, als ob für den Berufsunteroffizier die Frage „Was wird aus mir?" überflüssig sei. Sie meinen: Der Berufsunteroffizier ist Berufssoldat, für ihn ist der Krieg die letzte und höchste Form seines Berufes, im übrigen ändert er aber doch nichts an seiner rechtlichen und wirtschaftlichen Lage. Diese Betrachtung ist unvollkommen. Richtig ist an ihr, daß der Berufsunteroffizier Berufssoldat ist wie der Offizier. Übersehen wird aber die Tatsache, daß der aktive Offizier in der Regel auf Lebenszeit aktiver Berufssoldat ist, während das der Berufsunteroffizier im allgemeinen nur zwölf Jahre lang sein kann.

Diese militärisch bedingte Tatsache führte in früheren Zeiten zu bedenklichen Erscheinungen. Für den Unteroffizier war damals das Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst insofern mit einem Bruch in seiner Laufbahn verbunden, als nach Ablauf der Dienstverpflichtung keine rechtliche Bindung zum Staate mehr bestand. Eine weitere bedenkliche Erscheinung war das Absinken seines Einkommens.

Staatliche Einrichtungen, die den Berufsunteroffizier auf den nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst beginnenden Lebensabschnitt vorbereiteten, gab es z. B. im Weltkriege 1914/18 überhaupt nicht. Das ist in Großdeutschland alles grundsätzlich anders geworden. Die Laufbahn des Berufsunteroffiziers ist — grundsätzlich gesehen — eine Lebenslaufbahn geworden. Diese Feststellung mag auch manchen Soldaten überraschen; sie ist aber trotzdem richtig. Dabei will ich einmal ganz absehen von denjenigen Berufsunteroffizieren, die ihrer besonderen, überragenden Leistungen wegen in die aktive Offizierslaufbahn übernommen werden. Für diese zahlenmäßig kleine Gruppe ist kein Zweifel, daß sie in einer Lebenslaufbahn als Berufssoldat stehen. Aber auch für die übrigen Unteroffiziere gilt die Feststellung, wenn auch mit kleinen Abweichungen. Uneingeschränkt gilt dies z. B. für diejenigen, die nach Ablauf der Dienstverpflichtung — oder soweit diese im Kriege schon abgelaufen ist — nach dem Kriege Beamter werden wollen. Sie stehen in einer Lebenslaufbahn des Dienens, die aus zwei Abschnitten besteht; dem ersten als aktiven Berufssoldaten und dem zweiten als soldatische Beamten. Der bis vor wenigen Jahren noch vorhandene Bruch ihrer rechtlichen und damit verbunden auch ihrer wirtschaftlichen Lage besteht nicht mehr. Sie scheiden in dem früheren Sinne nicht mehr aus dem Dienst- und Treueverhältnis zum Führer aus. Das Militäranwärterverhältnis, in das sie nach Ablauf der Dienstverpflichtung oder nach dem Kriege zunächst übergeführt werden, ist ebenso wie das Beamtenverhältnis ein öffentlich-rechtliches Treueverhältnis. Sie erhalten während der ganzen Zeit dieses Militäranwärterverhältnisses, also für die Zeit vom Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst bis zur planmäßigen Anstellung als Beamter, ohne Rücksicht auf die Dauer dieser Zeit Militäranwärterbezüge. Auch für den Fall der Dienstunfähigkeit oder des Todes werden sie oder ihre Familien genau so behandelt, als ob sie schon Beamter gewesen seien. Die Höhe der Militäranwärterbezüge richtet sich nach der für die einzelnen Beamtenlaufbahnen vorgesehenen Vorbildung.

Militäranwärter mit Abschlußprüfung II erhalten Militäranwärterbezüge in Höhe der Bezüge der Reichsbesoldungsordnung A 4 c 2 (Inspektoren), und zwar nach Entlassung bei einer aktiven Wehrdienstzeit von mindestens 12 Jahren aus Stufe 3 dieser Besoldungsgruppe, bei 14 Jahren aus Stufe 4, bei 16 Jahren aus Stufe 5, bei 18 Jahren aus Stufe 6.

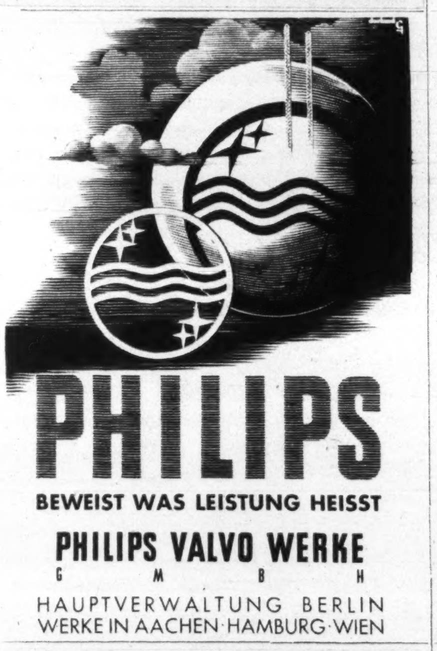
Militäranwärter mit Abschlußprüfung I erhalten Militäranwärterbezüge in Höhe der Bezüge der Reichsbesoldungsordnung A Gruppe 8 a (Assistenten), und zwar bei Entlassung nach einer aktiven Wehrdienstzeit von mindestens 12 Jahren aus Stufe 4, bei 14 Jahren aus Stufe 5, bei 16 Jahren aus Stufe 6 und bei 18 Jahren aus Stufe 7.

Militäranwärter, die keine Abschlußprüfung aufzuweisen haben, erhalten Militäranwärterbezüge in Höhe der Bezüge der Reichsbesoldungsordnung A Gruppe 10b (Amtsgehilfen, Steuerwachtmeister usw.).

Für Militäranwärter, die die Abschlußprüfung der Straßenbauschule, der Wehrmachtfachschule für Technik bestanden haben, ist eine Sonderregelung getroffen.

Wie ersichtlich, sind die Militäranwärterbezüge an die Abschlußprüfungen gebunden. Wer also vermeiden will, daß mit der Überführung in das Militäranwärterverhältnis sein Einkommen absinkt, der muß danach streben, eine Abschlußprüfung abzulegen, wenn möglich die Abschlußprüfung II. Und das ist nun die Seite des Militäranwärterverhältnisses, die bei

8. Deutsche
Reichslotterie
Reichste Gewinne
6 zu 500000
3 zu 300000
3 zu 200000
18 zu 100000
und besonders viele Mitteltreffer können auch Sie gewinnen
PROKOPP
Staatliche Lotterie-Einnahme
Wien VI, Mariahilferstr. 29
Lospreise: Reichsmark je Klasse
¼ 3.— ½ 6.— ¹/₁ 24.
Ziehung 16. und 17. Okt.
Losversand ins Feld



manchem Unteroffizier Sorgen auslöst. Aber auch diese Sorgen sind völlig unberechtigt. Eine große Zahl von Berufsunteroffizieren des Heeres mit zwölf- und mehrjähriger Dienstzeit wurde inzwischen auf Kriegslehrgängen der Heeresfachschulen beschult und konnte Abschlußprüfungen ablegen. Diese Beschulung wird fortgesetzt, soweit das die Kriegsverhältnisse irgendwie zulassen. Soweit auf diesen Kriegslehrgängen das erstrebte Abschlußziel nicht erreicht wurde, kann die Prüfung unter gewissen Voraussetzungen wiederholt werden. Aber auch diejenigen, die bisher nicht beschult werden konnten, erleiden dadurch keine Nachteile. Sie werden spätestens nach Kriegsschluß in Kurzlehrgängen beschult und können die ihren Fähigkeiten entsprechenden Abschlußprüfungen ablegen. Außerdem sind sowohl die Lehrpläne dieser Kriegslehrgänge als auch die Prüfungsordnungen den besonderen Verhältnissen des Krieges angepaßt.

Eine Benachteiligung in der Laufbahn als Beamter wird dadurch vermieden, daß die Reihenfolge in der Vormerkung der Militäranwärter sich nach der Länge der Wehrdienstzeit richtet. Außerdem wird bei Festsetzung des Besoldungsdienstalters bei Militäranwärtern, die als Inspektoren angestellt werden, die über dem 7. Wehrdienstjahr liegende Zeit voll auf das Besoldungsdienstalter angerechnet, und bei solchen, die in den darunterliegenden Besoldungsgruppen ihre erste planmäßige Anstellung finden, die über dem 6. Dienstjahr liegende. Wer also eine längere Wehrdienstzeit aufzuweisen hat, erhält auch ein besseres Besoldungsdienstalter. Das für spätere Beförderungen in der Beamtenlaufbahn wichtige allgemeine Dienstalter wird einheitlich auf das 27. Lebensjahr festgesetzt, so daß also der Lebensältere vor dem Jüngeren rangiert.

Aus dem Gesagten ergibt sich eindeutig, daß Berufsunteroffiziere, die Beamter werden wollen, vor jeder Benachteiligung auch dann geschützt sind, wenn sie etwa bis zum Ende des Krieges nicht beschult sein sollten.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß Berufsunteroffiziere, die Beamter werden, neben den Militäranwärterbezügen eine Übergangsbeihilfe erhalten, die bei zwölfjähriger Dienstzeit 750 RM beträgt, bei 14 Jahren 1050 RM, bei 16 Jahren 1400 RM und bei 18 Jahren 1800 RM.

Diejenigen Berufsunteroffiziere nun, die nach freiem Entschluß in das freie Erwerbsleben übertreten wollen, werden gleichfalls bestens betreut; zunächst dadurch, daß auch sie auf den ihrem Beruf entsprechenden technischen, handwerklichen oder landwirtschaftlichen Fachschulen der Wehrmacht für ihren späteren Beruf vorgebildet werden und entsprechende Prüfungen ablegen.

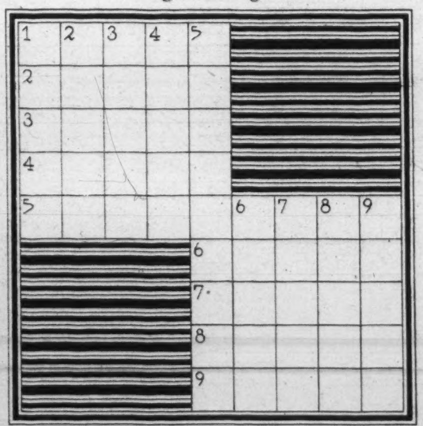
Daneben erhalten sie an Stelle der Militäranwärterurkunde eine Abfindung. Diese beträgt grundsätzlich 8000 RM. Handwerker mit landwirtschaftlichen Vorkenntnissen, die eine technische Fachschule der Wehrmacht besucht und die Meisterprüfung bestanden haben, erhalten die Abfindung in Höhe von 10 000 RM, wenn sie eine im Siedlungsverfahren ausgelegte Handwerkerstelle oder einen schon bestehenden mit Landwirtschaft als Nebenbetrieb verbundenen Handwerksbetrieb übernehmen. Die Abfindung zur Übernahme eines landwirtschaftlichen Betriebes beträgt 10 000 RM. Bei Übernahme einer Neubauernstelle werden 12 000 RM, in Grenzgebieten und in besonderen Fällen 15 000 RM als Abfindung gewährt. Außerdem erhalten die in das freie Erwerbsleben übertretenden Berufsunteroffiziere neben der Abfindung eine Dienstbelohnung, die bei zwölfjähriger Dienstzeit 1200 RM beträgt und sich für jedes weitere Dienstjahr um 100 RM erhöht. Neben der Abfindung werden für die Zeit von drei Jahren nach ihrer Entlassung monatliche Kinderbeihilfen in Höhe der Kinderzuschläge für Soldaten gewährt.

Wir sehen also, daß im Großdeutschland Adolf Hitlers der Berufsunteroffizier auch nach der rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Seite in vollkommener Weise gesichert ist. Die besonders Befähigten können aktive Offiziere werden. Ein Teil der übrigen wird nach Ablauf der Dienstverpflichtung oder nach dem Kriege in den weiten Räumen Großdeutschlands nach soldatischen Grundsätzen in Handel, Handwerk, Industrie oder Landwirtschaft wirken. Die überwiegende Mehrzahl will auch nach Ablauf der aktiven Wehrdienstzeit dem Führer weiter unmittelbar dienen; sie setzen ihre Laufbahn als soldatische Beamte fort.

Mängel und Unvollkommenheiten, die in vergangenen Zeiten wirtschaftliche Sorgen für die eigene Zukunft und die der Familien auslösen konnten, sind durch die Gesetzgebung des nationalsozialistischen Großdeutschlands verschwunden. Der Berufssoldat von heute erfüllt unbeschwert von Sorgen um seine Zukunft seine Soldatenpflicht für unser ewiges Deutschland.

GEDANKENAPPELL

Magische Figur



In die Figur sind waagerecht und senkrecht gleichlautend Wörter folgender Bedeutung einzutragen:

1. Kissenfüllung, 2. Wohlgeruch, 3. Trinkbecher, 4. amerikanische Universitätsstadt im Staate Nebraska, 5. slawischer Tanz, 6. weiblicher Vorname, 7. Strom Vorderindiens, 8. Turngerät zum Schwingen, 9. Krebstier.

Wer ist belesen?

Wie heißen die Verfasser nachstehender Werke der Literatur? Die Armee hinter Stacheldraht? — Die Hosen des Herrn von Bredow — Der Katzensteg — Der Kampf um die Cheopspyramide — Der Graf von Monte Christo — Das zweite Gesicht — Gespräche mit Goethe — Kritik des Herzens — Zwischen Himmel und Erde — Schwäbische Kunde — Die Lokalbahn.

Die Anfangsbuchstaben der Autorennamen nennen eine Erzählung von Wildenbruch.

Sinnspruch in Punkten

Gra . . . rwerk — Kol . . . be — Hal . . er — O . . . sa — General . . .lmacht — Dampf . . . sel — Uhr . . . . er — Drah . . eb — Glass . . . . be — Fe . . . ewand — L . . . enreiter — Sch . . mel — Sc . . llenbaum — Tischl . . . i.

An Stelle der Punkte sind Buchstaben einzusetzen, so daß sinnvolle Wörter entstehen. Fortlaufend gelesen ergeben die eingesetzten Buchstaben ein Wort von Prinz Friedrich Karl von Preußen.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Rätselhafte Gleichung: X) Kragenspiegel; A) Kresse, B) Nacht, C) Essen, D) Acht, E) Agram, F) Meduse, G) Ramme, H) Duse, I) Eins, K) Piemont, L) Real, M) Montreal, N) Gelse, O) Samland, P) Sesam, Q) Land.

Schuhsorgen: schiefer, Schiefer.

Immer das Gegenteil: Regel, Insel, Chor, Hütte, Tadel, Saat, Christ, Heimat, Uniform, Ebbe, Theorie, Zweifel, Empfänger. — Richtschuetze.

Man kann's auch anders lesen: Planwirtschaft, Eichel, Lafette, Osmane, Posten, Orchesterloge, Negersklave, Neid, Ernestine, Spanferkel. — Peloponnes.

Rösselsprung: Mit ihrem heil'gen Wetterschlage, / Mit Unerbittlichkeit vollbringt / Die Not an einem großen Tage, / Was kaum Jahrhunderten gelingt. (Hölderlin)

Kunstfreund: Loblied — Oelbild.

Das selbstverständliche Leben

RITTERKREUZTRÄGER HUBERT BRINKFORTH GEFALLEN

Er war der erste Ritterkreuzträger aus dem Mannschaftsstand. Damals, als es hieß, daß der Führer dem Gefreiten Hubert Brinkforth das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen hatte, horchte ganz Deutschland auf. Ein Gefreiter . . .? Wer war dieser Brinkforth? Woher stammte er, und was hatte er geleistet?

Noch ist der Tag genau in unserer Erinnerung, als ihm sein General die hohe Auszeichnung überreichte und mit ihm die Front seiner Kameraden abschritt, die vor ihm präsentiert hatten. Noch denken wir zurück an das, was der Gefreite selbst über seine Tat berichtete. „Es ist doch weiter nichts dabeigewesen. Ich habe meine gute Stunde gehabt!" sagte er.

Ihm war das alles selbstverständlich, und sicher hockte er, als der Soldatentod ihn anrührte, genau so ruhig hinter seinem Geschütz wie damals bei Abbeville. Er war innerlich und äußerlich ein „hundertprozentiger Kerl", wie seine Kameraden sagen. Sein Leben stieg mit jenem Tag bei Abbeville plötzlich aus der namenlosen Masse des grauen Heeres und stand vor ihr und der Nation als ein Beispiel der Entschlossenheit und Tapferkeit. Und von dieser Stunde an war der Name des Gefreiten Brinkforth genau so geläufig wie der aller großen Soldaten und Heerführer unseres Krieges. Er trug die hohe Auszeichnung als eine neue und noch festere und tiefere Verpflichtung. Er trug sie, wie sein General damals sagte, „für die große Masse der unbekannten Soldaten, deren Mut und Durchhalten beispiellos ist, gleichsam als ihr Bannerträger". Und das Schicksal des Gefreiten Brinkforth war mit diesen seinen unbekannten Kameraden verkettet bis zu der Stunde seines Todes.

Brinkforth war Westfale. Sicher waren seine Zähigkeit, seine eiserne Ruhe und Entschlossenheit Erbe der Erde, die ihn trug und auf der er als Sohn eines Bauern und Bergmanns mit seinen sechs Geschwistern aufwuchs. Sein Vater schickte ihn, als er die Volksschule hinter sich hatte, in die Bäckerlehre nach Essen-Werden. „Brot wird immer gegessen", sagte er zu seinem Sohn. Aber mit dem Tag, da die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, stand es bei dem Bäckerlehrling fest: Ich will Soldat werden!

In den ersten Novembertagen des Jahres 1938 hatte er seinen Gestellungsbefehl in der Tasche. Er exerzierte, marschierte, übte und „kloppte" seine Griffe wie Hunderttausende seiner Kameraden, und er zog eines Tages als ein Unbekannter mit ihnen durch Polen und Frankreich. Bis seine große Stunde bei Abbeville kam! Dort war es, wo nach dem blitzschnellen Durchbruch der deutschen Panzerdivisionen der Gefreite Brinkforth mit einer Pak seines Infanterieregiments an der wichtigsten Stelle des gewonnenen Brückenkopfes in Stellung ging. Er stand an der Spitze des Keiles, den die Division hier in den Feind hineingetrieben hatte. Noch einmal versuchten die umschlossenen gegnerischen Kräfte, das Schicksal zu wenden. In breiter Front griffen die Engländer den Abschnitt des Regimentes an. Die Bedienung der Pak, an der Brinkforth als Richtschütze stand, hatte ihr Geschütz gut getarnt in einer kleinen Senke aufgefahren. Welliges Gelände verkleinerte das Schußfeld und ermöglichte starken englischen Panzereinheiten, sich ungesehen zu nähern. Vor der deutschen Pakstellung lief, nicht weit entfernt, die Straße vorüber, die es zu sperren galt. Als die Panzer, urplötzlich aus den Senken kommend, angriffen, trennten sie nur wenige hundert Meter von dem Geschütz. Es schien ein aussichtsloser Kampf zu werden. Aber Brinkforth wußte, daß von seinem Handeln nicht nur sein Schicksal, sondern wahrscheinlich sogar das Gelingen des englischen Durchbruchsversuches abhing. Immer mehr Panzer tauchten auf. Der Gefreite ließ sie noch näher herankommen. Dann jagte er dem vordersten die erste Panzergranate entgegen. Volltreffer!

Und nun verließ Schuß auf Schuß das Rohr. Mit Kanonen- und MG-Feuer meinten die Tommies den hartnäckigen Gegner erledigen zu können. Es gelang ihnen nicht. Sie versuchten, die Pak zu umfahren. Ein Panzer kam bis auf hundert Meter heran. Brinkforth schoß auch ihn ab. Große und kleine Panzer fielen seiner Kaltblütigkeit und seinem sicheren Auge zum Opfer. Um die Besatzung der Pak schwirrten die Splitter detonierender Granaten. Brinkforth schoß unentwegt weiter. Innerhalb zwanzig Minuten lagen elf brennende oder zertrümmerte englische Panzer auf dem Kampffeld. Dann gaben es die Tommies auf.

Der Gefreite Brinkforth war mit seiner Pak gegen den zahlenmäßig überlegenen Gegner Sieger geblieben.

Der Krieg im Osten findet den inzwischen zum Unteroffizier beförderten Ritterkreuzträger Brinkforth und seine Pak wieder vor dem Feinde. Eine schwere Verwundung bei den Kämpfen um Smolensk führt ihn in die Stille der Lazarette. Zur alten Kompanie zurückgekehrt, steht er bei den winterlichen Abwehrkämpfen an der Nordfront. Ein 52-Tonner zermahlt sein Geschütz. Der bewährte Schütze hat es nicht verhindern können. Er feuerte bis zuletzt Granate um Granate auf den stählernen Riesen.

Im Osten ruht Hubert Brinkforth nun auf dem Heldenfriedhof seiner Einheit. Und neben ihm liegen die andern, in deren Reihen er stand und denen er Vorbild war als Kamerad und als Soldat, dessen Leben unter den Worten „Alles für Deutschland!" stand. Und vor dem war alles andere unwichtig, selbst das eigene Leben. Er lebte vollendet und er starb vollendet: er blieb sich treu bis zuletzt!

TRÄGER DES RITTERKREUZES

Oberst Ernst Günther Baade, Kommandeur eines Schützen-Regiments
Oberleutnant Johannes Baasch, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Oberwachtmeister Heinrich Banze, Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung
Oberjäger Johann Bauer, Gruppenführer in einem Gebirgsjäger-Regiment
ϟϟ-Sturmbannführer Otto Baum, Bataillonskommandeur in einer Division der Waffen-ϟϟ
Hauptmann Karl Bock, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Regiment
Leutnant Rudolf Bornhof, Kompanieführer in einem Jäger-Regiment
General der Inf. Kurt Brennecke, Kommandierender General eines Armeekorps
ϟϟ-Sturmbannf. Eduard Deisenhofer, Bataillonskommandeur in einer Division der Waffen-ϟϟ
Oberst Moritz von Drebber, Kommandeur eines Infanterie-Regiments
Oberst Heinrich Eckhardt, Kommandeur eines Jäger-Regiments
Hauptmann Everth, Deutsches Afrikakorps
Oberleutnant Peter Frantz, Sturmgeschützführer in einem Inf.-Regiment
Obergefreiter Ernst Fraps, Richtschütze in einer Panzerjäger-Abteilung
Obergefreiter Richard Gambietz in der Stabskompanie eines Schützen-Regiments
Oberstleutnant Alfred Greim, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Regiment
Hauptmann Karl Greve, Bataillonskommandeur in einem Jäger-Rgt.
Obergefreiter Gustav Gromeike in einem Pionier-Bataillon
Oberfeldwebel Karl Hausmann, Kompanieführer in einem Jäger-Regiment
Major Gerhard Heilbronn, Bataillonskommandeur in einem Schützen-Rgt.
Rittmeister Friedrich von Homeyer, Führer einer Aufklärungstruppe
Hauptmann Helmut Hudel, Kompaniechef in einem Panzer-Regiment
Oberleutnant Willy Johannmeyer, Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment
Major Adolf Jordan, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Regiment
Hauptmann Kiehl, Deutsches Afrikakorps
Hauptmann Gustav Kilian, Kompanieführer in einem Wachbataillon
Oberleutnant Wilhelm Köther, Schwadronsführer in einer Aufklärungs-Abt.
Major d. R. Werner Kolb, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Regiment
Oberleutnant Helmut Kopp, Kompanieführer in einem Infanterie-Regiment
ϟϟ-Hauptsturmführer Otto Kron in einer Flakabteil. einer ϟϟ-Totenkopf-Division
Oberst Heinrich Frhr. von Lüttwitz, Kommandeur eines Schützen-Regiments
Oberfeldwebel Xaver März, Zugführer in einem Infanterie-Regiment
Oberst Ernst Michael, Kommandeur eines Infanterie-Regiments
Major Bruno Meineke, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Regiment
Oberstleutnant Dietrich von Müller, Kommandeur eines Schützen-Regiments
General der Panzertruppen Friedrich Paulus, Oberbefehlshaber einer Armee
Oberleutnant Armin Pfaffendorf in einer Nahaufklärerstaffel
Gefreiter Georg Rietscher in einem Infanterie-Regiment
Oberleutnant Walter Salzmann, Kompanieführer in einem Infanterie-Regiment
Generalmajor Maximilian Siry, Kommandeur in einer Infanterie-Division
Leutnant Adolf Schmahl, Kompanieführer in einem Infanterie-Regiment
Oberfeldwebel Joseph Schneider, Zugführer in einem Gebirgsjäger-Regiment
Leutnant Otto Schulze, Kompanieführer in einem Infanterie-Regiment
Oberleutnant Joachim Voß, Kompanieführer in einem Schützen-Regiment
Feldwebel Franz Wipfler, Zugführer in einem Jäger-Regiment
Generalleutnant Friedrich Zickwolff, Kommandeur einer Infanterie-Division
Oberleutnant Franz Zintl, Bataillonsführer in einem Gebirgsjäger-Rgt.

ES STARBEN DEN HELDENTOD DIE RITTERKREUZTRÄGER:

Oberleutnant d. R. Hans Riechert, Kompaniechef in einem Infanterie-Regiment
Oberleutnant d. R. Alfred Schneider, Kompanieführer in einem Gebirgsjäger-Rgt.
Hauptmann Hermann Schrader, Bataillonsführer in einem Infanterie-Regiment
Major Erich Schröter, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Regiment
Hauptmann Dietrich Steinhardt, Bataillonskommandeur in einem Inf.-Regiment
Oberstleutnant Heinrich Tromm, Kommandeur eines Infanterie-Regiments

Was machst Du, wenn...?

In Folge 7, 11 und 15 veröffentlichten wir verschiedene Möglichkeiten soldatischer Abwehr nach den Erfahrungen des Judo-Sportkampfes, die besonders dem Infanteristen wertvolle Hinweise gaben. Mit nachstehendem Abwehrgriff schließen wir unsere Veröffentlichung ab.

Was machst du, wenn ein Gegner z. B. die Handgranate nicht mehr abziehen kann und sie, in der rechten Hand schwingend, als gefährliche Schlagwaffe benutzt?

1. Du hältst deinen angewinkelten linken Unterarm blitzschnell in die Höhe und fängst den Schlag auf.

2. Umklammerst dann mit der linken Hand die Rechte des Gegners und trittst mit deinem rechten Bein hinter das des Gegners. Schnell versetzt du mit deiner rechten Innenhand dem Überraschten einen wuchtigen Schlag gegen das Kinn, der ihn nach hinten überwirft.

3. Jetzt umfaßt du mit deiner linken Hand das rechte gegnerische Handgelenk, drückst den Arm des Gegners über deinen linken Oberschenkel nach unten, während die rechte Hand den Kopf des jetzt Wehrlosen zu Boden preßt. Schnelligkeit ist Voraussetzung.

Aufnahmen: Funker Fritz Hartmann

KAMPFGRUPPE SCHERER (V)

Verbindung hergestellt

EIN TATSACHENBERICHT NACH DEN SCHILDERUNGEN VON KAMPFTEILNEHMERN, ZUSAMMENGESTELLT VON LEUTNANT STAAKE

Während um den Stützpunkt selbst hart gekämpft wird, sind die für den Entsatz bestimmten Verbände nicht untätig. Im März und April verbessern sie ihre Stellungen beiderseits der zu dem Stützpunkt führenden Rollbahn Schritt für Schritt in hartnäckigen Kämpfen, um den Angriff, der täglich dringender wird, von einer möglichst breiten Basis aus vortragen zu können. Ende April ist alles so weit vorbereitet, daß der Angriff in den ersten Maitagen beginnen kann.

Auf die kleine Schar entschlossener deutscher Soldaten trifft am 1. Mai der letzte Großangriff der Bolschewisten. In der Frühe leitet das Artilleriefeuer des Gegners die Kämpfe ein. Sowjetische Panzer rollen wieder vor. Es gelingt sieben von ihnen, an einer Stelle die Hauptkampflinie zu durchbrechen. Schon stehen sie 250 bis 300 Meter vor dem Divisionsgefechtsstand. Die Infanteristen vorn in der Hauptkampflinie mußten die Panzer einfach zwischen ihren Stellungen durchrollen lassen; sie liegen nun im Kampf mit der den Panzern folgenden sowjetischen Infanterie. Als nun die Sowjetpanzer, ohne eigenen infanteristischen Schutz unsicher geworden, selbst kehrtmachen, um zurückzurollen, nimmt ein Feldwebel mit der Panzerbüchse den Kampf mit den Stahlkolossen auf. Gleich der erste Schuß sitzt. Noch zwei weitere Panzer kann der Feldwebel mit seiner Panzerbüchse zum Halten zwingen. Die übrigen erledigt das Pakgeschütz, das inzwischen Stellungswechsel gemacht hat.

Am 3. Mai aber beginnt der Angriff der deutschen Entsatzkräfte. Sturmgeschütze und Infanteristen treten an, um die feindlichen Infanterienester am Flußufer zu säubern und damit die Voraussetzung für das weitere Vortragen des Angriffs zu schaffen. Auf der Straße nach Ch. steht die lange Reihe der deutschen Sturmgeschütze, die mit Maschendraht und Kiefernzweigen sorgfältig getarnt sind.

„Aufsitzen! Anwerfen! Folgen! Feuerbereitschaft!"

Die Antennen gehen hoch. Es ist 11.50 Uhr, als sich die stählerne Schlange in Bewegung setzt. Sechs Sturmgeschütze und sieben Panzer folgen dem Geschütz des Batteriechefs der Sturmgeschützbatterie.

Nach hartem Kampftag werden abends die Stellungen für die Nacht festgelegt und Sicherungen ausgestellt. Am nächsten Morgen wird man weiterkämpfen, erneut angreifen.

Im frühen Morgengrauen schon hämmert die deutsche Artillerie Granate auf Granate in den Wald links der Rollbahn, nördlich Du., aus dem ein Bataillon die Sowjets verdrängen soll. Auch dort rollen Sturmgeschütze und kämpfen der Infanterie den Weg frei. Überall ist der Kampf wieder mit neuer Heftigkeit entbrannt. Im Birkenwalde werden zwei sowjetische Kanonen vernichtet und ein feindlicher Panzer zum schnellen Rückzug gezwungen. Ostwärts von Pro. wird ein kleiner Sowjetpanzer in Brand geschossen, eine Kanone, eine Pak, vier Panzerbüchsen und zahlreiche Maschinengewehre und Infanteriegewehre außer Gefecht gesetzt.

Am späten Nachmittag haben sich die Sturmgeschütze bis auf etwa 1000 Meter der eingeschlossenen Stadt genähert. Jetzt muß gewartet werden, bis die Infanterie in genügender Zahl heran ist, wenn es den Sowjets nicht gelingen soll, die lange linke Flanke irgendwo wieder aufzureißen. In der Nacht kommen Infanteristen und Pioniere nach vorn. Munition für die Sturmgeschütze und für die Panzer wird herangebracht. Kaum ist es gegen Morgen wieder dämmrig geworden, da läßt der Batteriechef der Sturmgeschütze am 5. Mai gegen 3.45 Uhr leise alarmieren. Immer nur ein Fahrzeug darf den Motor warmlaufen lassen. Kurz vor 4 Uhr werden die Pioniere auf die Straße angesetzt. Je zwei Gruppen Infanterie durchkämmen rechts und links der Straße das Gestrüpp und die zum großen Teil verlassenen Feldstellungen.

Langsam, Meter um Meter, nähert sich die Angriffsspitze der eingeschlossenen Stadt. Gegen 5.30 Uhr zieht ein Stukaverband von Westen her heran. Die Bomben fallen in die Nähe des Flugplatzes in die sowjetischen Stellungen. Die Pioniere suchen die Straße nach Minen ab, doch der Gegner hat diesen Abschnitt nicht mehr vermint. An vier oder fünf erst vor wenigen Tagen von der Besatzung des Stützpunktes abgeschossenen Panzern vorbei, nähert sich die Spitze der deutschen Angriffsgruppe den ersten Häusern. Die deutsche Minensperre ist beseitigt und das „Stadttor" — aus etwa zwei Dutzend zusammengeschobenen Kraftwagen bestehend — um 6.20 Uhr erreicht. Die Kameraden in den Trümmern des zerschossenen Stützpunktes kommen den Befreiern rufend und jubelnd entgegen, bringen Zigaretten und Getränke und sind überglücklich vor Freude.

Der Batteriechef der Sturmgeschütze meldet am nächsten Feldfernsprecher die um 6.20 Uhr hergestellte Verbindung.

*

128 Angriffe, davon 42 mit Panzerunterstützung, haben die Bolschewisten in den Wochen des Kampfes um den Stützpunkt gegen die deutschen Stellungen geführt. Sie sind alle abgeschlagen. Zwei Sowjetflugzeuge haben die Soldaten der Kampfgruppe Scherer mit Infanteriewaffen abgeschossen und fünf weitere beschädigt. Trotz der Übermacht der Sowjets beschränkten sie sich nicht allein auf die Verteidigung, sondern griffen selbst an und schlugen zu, wo es nur irgend möglich war. Zehn Angriffe und 43 Gegenstöße haben die Kämpfer von Ch. in den Monaten der Einschließung erfolgreich durchgeführt. Fast 40 Panzer der Bolschewisten wurden vernichtet oder beschädigt.

Das ist die Leistung der Soldaten des Generalmajors Scherer, der Kämpfer, die ohne zu wissen, wann Hilfe und Entsatz herankommen konnte, ausharrten auf dem Posten, auf den sie das Schicksal gestellt hatte. *(Schluß)*

Bunkerknacker

Ein Oberleutnant, ein Leutnant und einige bayerische Gebirgsjäger hatten den Auftrag, die Annäherungsmöglichkeiten an eine feindliche Bunkergruppe zu erkunden. Gegen diese Bunker sollte am gleichen Abend ein Stoßtruppunternehmen durchgeführt werden. Kriechend und schleichend arbeitete sich der kleine Trupp vorwärts. Die Sonne glühte. Hitze und Anstrengungen und wohl auch die unerhörte Spannung, die sich der Männer in diesen Minuten bemächtigt hatte, ließen den Schweiß über ihre geröteten Gesichter rinnen.

Nichts rührte sich beim Feind. Vielleicht, dachten die Männer, rechnen die Sowjets mit einem solchen Unternehmen am hellichten Tage überhaupt nicht; denn es blieb auch alles still, als sie endlich die Bunker erreicht hatten. Aber konnte diese Stille nicht auch eine Falle sein? ... Sie krochen, jedes Geräusch vermeidend, noch ein paar Meter weiter. Der Feind rührte sich noch immer nicht.

Der Oberleutnant beschloß, die günstige Gelegenheit auszunutzen und schon jetzt die Bunker zu nehmen. Er schickte einen Melder mit dem Auftrag zurück, eine kampfkräftige Gruppe auf dem schnellsten Wege und unter Beachtung größter Lautlosigkeit auf dem Weg, den sie eingeschlagen hatten, nachzuziehen.

Eine Stunde verging. Die Wartenden rührten sich nicht. Immer wieder bewegte sie die Frage: Ist der Melder durchgekommen ... warum kommen die anderen nicht? Endlich, nach einer weiteren Stunde, meldete sich der Stoßtrupp. Auch ihm war es gelungen, sich unbemerkt der Bunkergruppe zu nähern.

Zehn Minuten später schlichen der Oberleutnant, der Leutnant und ein Melder wie die Indianer weiter vor, in der einen Hand die Handgranate, in der anderen die Maschinenpistole. Stacheldraht versperrte ihnen den Weg. Auch dieses Hindernis wurde kriechend genommen, dann sprangen sie auf ein Zeichen des Oberleutnants auf ...

Hinter ihnen lagen die anderen und warteten. Sie hatten, die Köpfe eben über das hohe Gras hebend, bemerkt, wie ihre drei Kameraden vorn auf den Bunker zusprangen. Aber warum hörten sie nichts, warum detonierte keine Granate? ...

Lange Minuten verstrichen. Da endlich bemerkte der Vorderste von ihnen unmittelbar vor dem Bunker einen der Kameraden, der mit dem Taschentuch winkte. Das war das verabredete Zeichen, das hieß: Der Bunker ist genommen, die Besatzung überwältigt und gefangen!

Und in der Tat verhielt es sich so. Der Gegner hatte einen solchen Angriff nicht erwartet und war völlig überrascht und verdutzt gewesen, als plötzlich drei schwerbewaffnete Deutsche vor ihm standen.

Lautlos, damit die Besatzungen der anderen Bunker nichts merkten, ging es weiter. Vor dem nächsten Bunker wachte ein feindlicher Posten, der von dem ganzen Vorgang nichts bemerkt hatte. Wie aus dem Boden gewachsen stand plötzlich der Oberleutnant vor ihm. Eine unmißverständliche Geste von suggestiver Eindringlichkeit — und gehorsam warf der Sowjetsoldat sein Gewehr auf die Erde. Aber all dies war doch nicht so geräuschlos vor sich gegangen, daß die Bunkerbesatzung von dem, was sie bedrohte, nicht eine Ahnung bekommen hätte. Handgranaten flogen um den Oberleutnant, detonierten in unmittelbarer Nähe, aber verletzten ihn wie durch ein Wunder nicht. Das Kriegsglück war bei ihm. Nach wenigen gut gezielten Würfen war auch diese Besatzung erledigt.

Von einem dritten, weiter rechts liegenden Bunker peitschten Schüsse herüber. Einer der Gebirgsjäger sank getroffen nieder. Aber nun waren die Männer nicht mehr zu halten. Auch dieser Bunker wurde durch Handgranaten unschädlich gemacht. Und noch ein vierter wurde ausgehoben.

Aber dann brach plötzlich die Hölle los! Von allen Seiten pfiffen MG-Garben. Und dann heulte und zischte es durch die Lüfte: der Feind hatte Sperrfeuer angefordert. Rings um den Stoßtrupp detonierten die Granaten. Dennoch nahmen die Gebirgsjäger sich so viel Zeit, um die genommenen Bunker zu vernichten. Dann erst löste sich der Trupp mit den Gefangenen vom Feind.

DER GENERAL ALS STOSSTRUPPFÜHRER

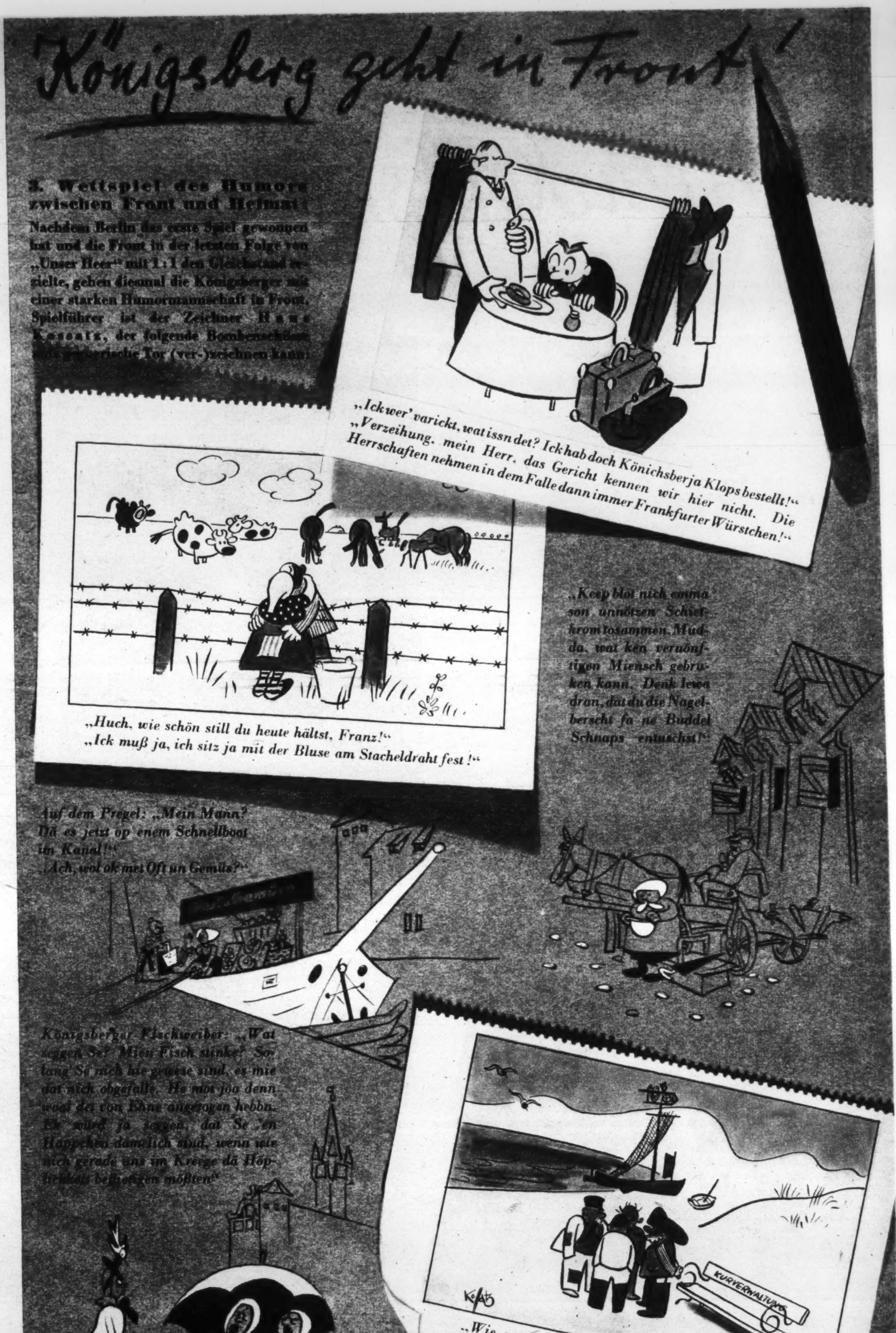
Bei dem Sturm auf Bataisk führte Generalleutnant Wilhelm Schneckenburger persönlich einige Stoßtrupps vor und drang mit diesen als einer der ersten in die Stadt ein, indem er sich selbst trotz einer Verwundung hervorragend an dem erbitterten Nahkampf beteiligte. Der Führer verlieh dem General, der kurz vorher an der Spitze seiner Infanterie-Division eine vom Feind zäh verteidigte Panzergrabenstellung vor Rostow durchbrach, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Unser Bild zeigt Generalleutnant Schneckenburger im Gespräch mit dem an den Kämpfen hervorragend beteiligten Regimentskommandeur

Aufnahme: Archiv „Unser Heer"

Auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege...

Ihr alle kennt die Inserate, in denen eine „Endzwanzigerin, mittelgroß, dunkelblond, blauäugig, schlank, gute Erscheinung, vielseitig interessiert, naturliebend, sehr kinderlieb, Frohnatur, einen ähnlich veranlagten Partner sucht, spätere Heirat nicht ausgeschlossen." Ob sie ihn finden wird? Wir wollen es nicht bezweifeln, denn Liebe geht ja bekanntlich seltsame Wege. Wir haben bei diesem Blindekuhspiel, das böse Zungen auch als „Heiratsmarkt" bezeichnen, überhaupt nur einen Zweifel, und der betrifft uns selbst. Es sind in der letzten Zeit viele Briefe von der Front bei uns eingegangen, die alle die gleiche Bitte enthalten. „In Folge soundso brachtet Ihr das Bild von einem jungen Mädel. Da ich . . ., möchte ich . . .", so ungefähr fangen diese Briefe an. Manche haben auch mit einem „Schrei der Überraschung" festgestellt, daß sie dieses oder jenes Mädel vor dem Kriege da oder dort „im Gedränge" bestimmt gesehen haben, wären aber auch, wenn es nicht stimmen sollte, für die Anschrift dieses Mädels dankbar. Diese Tarnung gegen Feindeinsicht hat uns besonderen Spaß gemacht, ist aber gar nicht nötig, da wir jeden dieser Wünsche nur zu gut verstehen können. (Diskretion Ehrensache!) Was uns jedoch bedrückt, ist ein anderer Umstand. Unsere Mädel-Bilder haben ja nichts mit den obenerwähnten „Bitte-hasch-mich!"-Anzeigen zu tun, es ist nur das Bild vorhanden, kein Name, keine Anschrift und keine sonstigen näheren Angaben. Wir kennen — leider! — die meisten dieser Mädel selber nicht, noch wissen wir ihre Anschrift. In den wenigsten Fällen wird sich darum durch Nachforschung feststellen lassen, wer jene schönen Unbekannten sind. Oft liegt auch die Aufnahme schon einige Jahre zurück. Stellt Euch die Enttäuschung vor, Ihr hättet mit List und Tücke die Anschrift herausbekommen, und „sie" schickt Euch dann ein Bild, auf dem sie im Kreise ihrer Kinder zu sehen ist! Ein anderes vielbegehrtes Mädel, für das wir bereits eine besondere Briefmappe anlegen mußten, ist schon an einen Kameraden von Euch vergeben, der nach seiner Verwundung gerade wieder an die Front zurückgekehrt ist. Und wie sie werden auch viele andere schon mit einem Kameraden in Verbindung stehen. Also: so sehr wir uns über Eure Briefe freuen und so gern wir Euch helfen würden, es ist in diesen Fällen sehr schwer für uns, Schicksal zu spielen.

Trotz alledem laßt Eure Feder nicht rosten! Wir begrüßen jede Einsendung von Euch, mag sie eine Bitte, eine Anregung oder Zeichnungen enthalten. In unserer letzten Folge konntet Ihr auf unserer Humor-Seite in den „Wettspielen des Humors zwischen Heimat und Front" feststellen, welche herrlichen Einfälle Eure Kameraden zu Papier gebracht haben. Folgt ihrem Beispiel! Die besten Wortwitze, Anekdoten und Zeichnungen werden wir im Rahmen des Wettstreites laufend veröffentlichen. Besonders gesucht und erwünscht sind auch auch alle jenen kleinen Episoden und Begebenheiten, in denen sich ein innerer Humor offenbart: heitere Erlebnisse, die wirklich passiert sind und sich in wenigen Sätzen wiedergeben lassen. Denkt auch an uns, wenn Ihr Erfahrungen gesammelt und kleine praktische Erfindungen gemacht habt. Nur die Versschmiede mögen sich, wie wir schon einmal baten, auch weiterhin verständnisvoll zurückhalten, da wir nur selten ein Gedicht veröffentlichen können. Wir haben für jeden Vorschlag, vor allem aber auch für jede Kritik ein offenes Ohr. „Unser Heer" ist ja nicht zuletzt das, was Ihr selbst seid: nämlich der Spiegel der Gegenwart. — Also ans Werk!



Die Nächte

DER SCHÖNEN JULIKA

In Gyöngyös hat der alte Haudegen Imre von Tihany ein großes Gut, ein schönes Haus und ein junges Weib: Julika. Imre ist riesengroß, seine Schultern sind breiter als der Bahndamm, und unter seinem Schenkeldruck wiehern heute noch die Stuten. Und heute noch pflegt er den Zigeuner auf seine Schulter zu setzen, damit er ihm so recht mitten hinein ins Ohr spielen kann. Bloß zur Nacht schnarcht Imre schon gewaltig, es klingt, als würde er Bäume umsägen und sie zu Kleinholz zerhacken. Nun ist aber Imre ein Kavalier, und weil er Julika im Schlaf nicht stören will, hat er seine Bettstatt in einem andern Hausflügel aufgeschlagen.

Und Imre ist auch gastfreundlich über alle Maßen. Er hat aus Pest ein paar Leute in sein großes Haus geladen, er läßt seinen Tokaier fließen und auf seinem Jagdgrund alles Wild wegknallen, und abends jubelt und schluchzt es unerhört an Geigen, weil am Primasbogen stets eine Pengönote flattert. Unter den Gästen ist Bokor Gyula da, schmalhüftig, geschmeidig und scharfäugig, weiter Miklos Bela, der semmelblond, breit und nachdenklich ist. Bela ist immer der erste am Frühstückstisch, Imre der zweite und Gyula, der behende Madjar, der dritte.

„Imre bacsi", sagte Gyula, „bin ich heute nacht um zwölf Uhr aufgewacht, grade wie Glockenschlag vom Dorf herüberkommt. Seh ich eine Maus am rechten Bettfuß emporklettern, die setzt sich obenauf auf Hinterbeine und schaut mich an."

„Was?" brummt Imre empört. „Will ich gleich schauen, daß Fallen gestellt werden!" Er steht auf.

„Geh ich mit!" sagt Gyula. „Seh ich gern, wie Mäuse gefangen werden!"

Bela schüttelt darüber den Kopf und bleibt allein zurück. Da klingt ein leichter Schritt. Julika kommt in hellem Kleid die Treppe herab. In Belas Augen schimmert ihr ein Licht entgegen.

„Bela", sagt sie und lächelt über seine Augen, „bin ich so hungrig! und noch schläfrig! Bin ich heute nacht um zwölf Uhr aufgewacht, gerade wie Glockenschlag vom Dorf herüberkommt. Seh ich eine Maus am rechten Bettfuß emporklettern, die setzt sich obenauf auf Hinterbeine und schaut mich an! So possierlich! Hat mich aber aufgeweckt. Muß ich Imre sagen . . ."

Imres schwerer Schritt ist durch das weitgeöffnete Fenster zu hören.

„Imre, Imre!" ruft Julika, „komm herein, muß ich dir was sagen!"

„Komm ich!" ruft Imre, „komm ich, Julika, mein Goldkind!"

„Frau Julika!" sagte Bela leise, „hat schon Gyula von derselben Maus erzählt . . .!"

Zwei große, tödlich erschrockene Augen blicken ihn an. Imre kommt mit mächtigen Schritten herein. Er legt seine riesige Hand auf Julikas helles Haar. „Was ist, Julika, Süßes?"

„Nichts weiter, Imre", stammelt Julika, „wollt ich bloß sagen, daß ich gut geschlafen habe!"

Ludwig C. von Toth

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf. Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 · Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Felde), i. V.: Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.

Ihr **Kopf** – sein Kopfzerbrechen

„Seit gestern", schrieb sie, „staune nur,
Trag' ich 'ne andere Frisur.
Du weißt: die alte war nicht schön,
Ich konnte sie nicht länger seh'n,
Auch die Frau'n bei uns im Haus,
Sagen, ich säh' jetzt jünger aus,
Und im Geschäft hör ich's von allen.
Ich glaube, sie wird auch Dir gefallen!
Wie sie aussieht? Schwer zu sagen!
Ich kann sie auf zwei Arten tragen,
Doch hat's kaum Zweck, daß ich's erklär':
Ihr Männer begreift ja so was so schwer . . ."

So stand es schwarz auf weiß zu lesen.
Erst ist er ganz perplex gewesen,
Doch nun läßt ihn der Gedanke nicht los:
Ei, zum Kuckuck, wie trägt sie's bloß?
Ist es diese oder jene Fasson?
Sein Hirn wird zu einem Frisiersalon,
In dem die Wellen, Locken, Rollen
Wild flatternd durcheinander tollen.
Doch schließlich schickt er sich darein
Und denkt: es wird schon richtig sein,
Denn wenn ich einmal heimwärts wandre,
Trägt sie bestimmt schon eine andre!

Auch so ein Mozart-Zopf, der würd' ihr Köpfchen zieren —
sie braucht ja drum nicht gleich Musik studieren

Als Festfrisur, nach ihres Tages Lauf,
türmt sie sich sicher eine Krone auf

Mit Zöpfen weiß sie recht viel anzufangen —
er hat ja selber einmal drangehangen

Zuerst tippt er auf schlichten Scheitel —
Doch ist sie dazu nicht zu eitel?